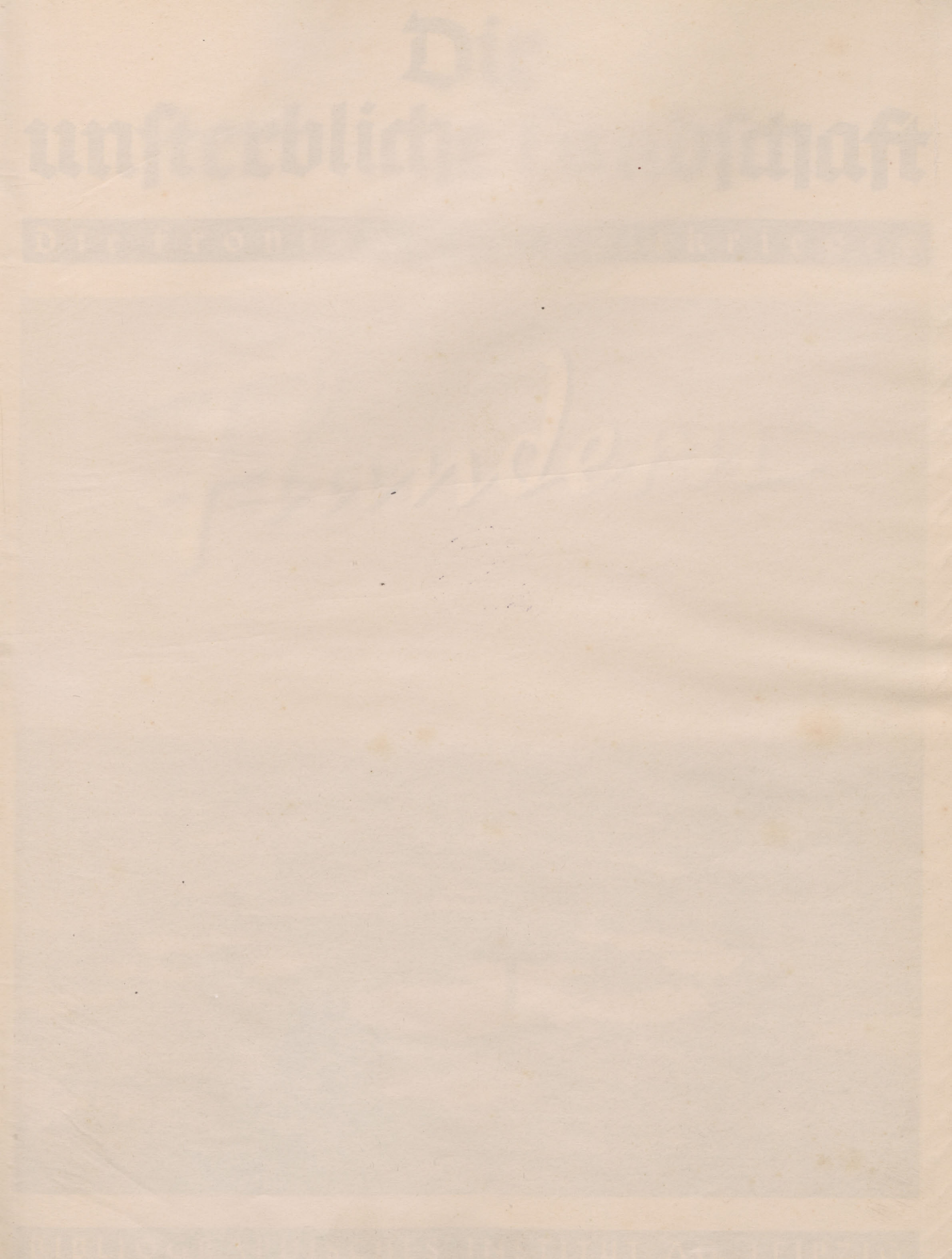
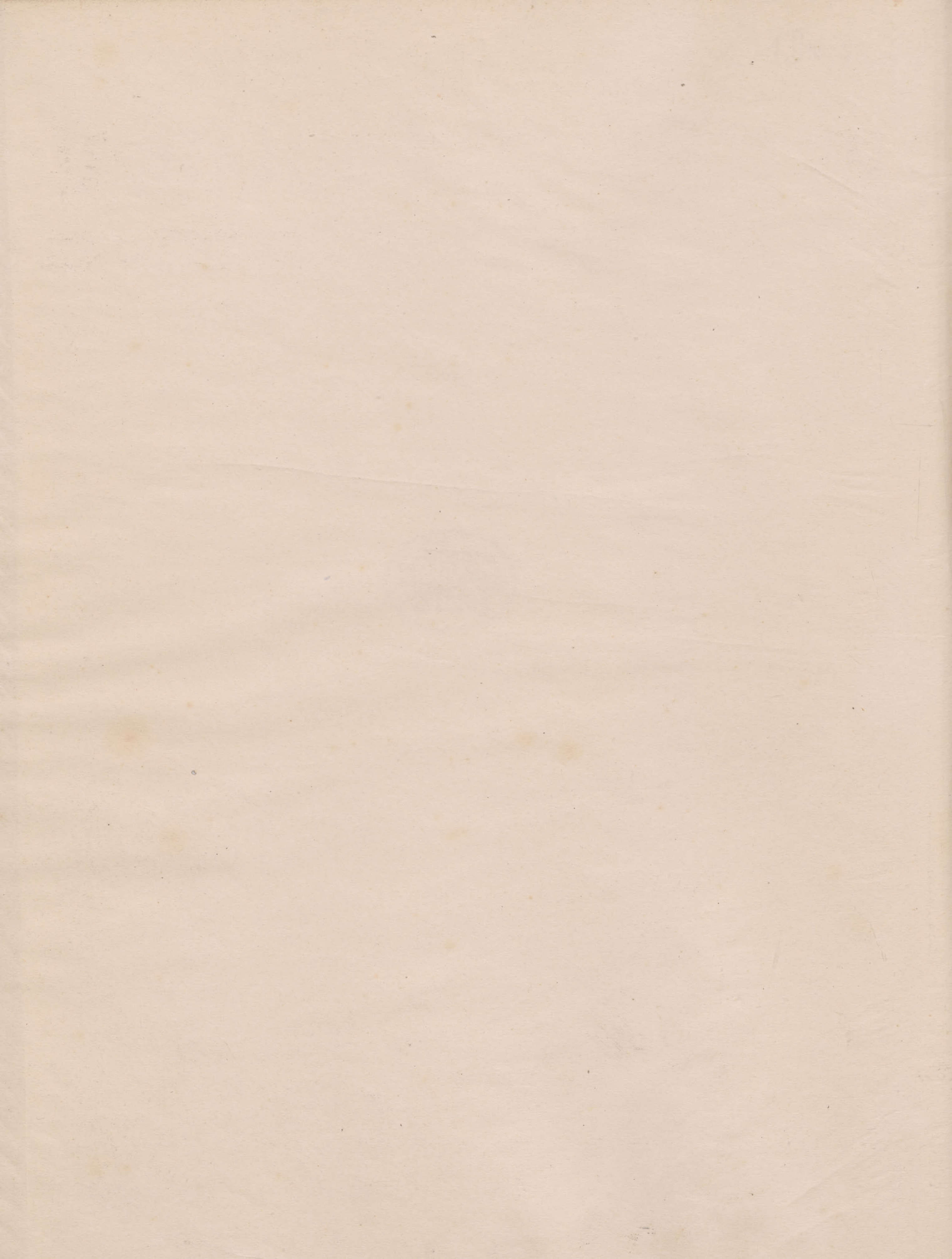



Stadt=
Bibliothek
Elbing





Die unsterbliche Landschaft

Die Fronten des Weltkrieges



BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG


Stadt-
Bibliothek
Elbing


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Die unsterbliche Landschaft

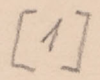
Die unsterbliche Landschaft

Die Fronten des Weltkrieges

Ein Bilderwerk

herausgegeben von

Erich Otto Volkmann





Bibliographisches Institut AG. in Leipzig

1934



Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Vorwort

In dem Sammelwerk „Die unsterbliche Landschaft" soll ein neuer, bisher sonderbarerweise noch niemals aufgegriffener Gedanke Gestalt gewinnen: Die Betrachtung des Gesamtkriegserlebnisses von der Landschaft aus.

Die Millionen deutscher Soldaten, die im Felde gestanden haben, tragen in ihrer Seele die Erinnerung an die Landschaften, in denen sie in diesen vier Jahren gelebt, gekämpft und gelitten haben. Für ihr ganzes Leben begleitet die aus den Wasserlöchern Flanderns, den endlosen Weiten Rußlands, der verkarsteten Hochgebirgswelt des Balkan Heimgekehrten das Gefühl tiefer innerer Verbundenheit mit dem Boden, den sie eroberten, für dessen Verteidigung sie bluteten, auf dem ihre Freunde und Kameraden starben. Noch nach vielen Jahren eines ganz anders gearteten friedlichen Lebens kann der Geruch feuchten Erdreichs, der Schrei eines Vogels in schneestiller Wintereinsamkeit, ein mühevoller Gang auf holpriger Geröllhalde oder der Anblick einer blauschwarz bewaldeten Horizontlinie vor leuchtendem Abendhimmel plötzlich und mit zwingender Gewalt Bilder der Vergangenheit in ihnen aufrühren, die schon ganz versunken waren. Es steht dann in jähem Erinnern „ihre" Landschaft aus dem Kriege wieder vor ihnen, die ihnen zum Erlebnis, vielleicht zum Schicksal wurde.

Der Soldat erlebte den Wechsel der Landschaft nicht, wie man ihn auf einer Reise erlebt. Dafür lastete der schwere Ernst des Krieges zu sehr auf Tag und Stunde. Die unermeßlichen Gegensätze zwischen der Kulturlandschaft Flanderns und Frankreichs und der Armseligkeit Rußlands und des Balkans gingen in sein Bewußtsein meist nur in sehr primitiver Form und unter vorwiegend praktischen Gesichtspunkten ein. Das Wesentliche und Charakteristische der Landschaften, in denen er damals kämpfte, wurde ihm nur selten so klar und deutlich, daß er sich selbst ein fest umrissenes Bild machen und seinen Angehörigen und Freunden eine genaue Vorstellung vermitteln konnte.

Viele, die später im Frieden die Schlachtfelder wieder aufsuchten, sind enttäuscht heimgekehrt. Was sie gesehen hatten, war nicht „ihre" Landschaft, verflucht und geliebt, erfüllt vom Geruch und Getöse des Kampfes, durchbebt vom Schrecken tausendfachen Todes; es war eine friedliche, willfährige Reiselandschaft geworden, in der die „historische Erinnerung" allzu geflissentlich gepflegt wurde. Das gewisse Heimatgefühl, das den ehemaligen Frontsoldaten mit seinen Kriegslandschaften verbindet, kann heute an Kriegerdenkmälern und künstlich erhaltenen Ruinen kein Genüge mehr finden.

Die Landschaft des Weltkrieges, wie sie der Soldat gesehen und erlebt hat, ist verschwunden. Das Leben hat sie wieder in Besitz genommen und die Spuren des Kampfes, soweit es anging, getilgt. Sie wird als ewiges Vermächtnis gewaltigen Zeitgeschehens nur noch in den Bildern lebendig erhalten, die an Ort und Stelle im Kriege aufgenommen worden sind. Diese Bilder können, und das ist der Sinn dieses Bilderwerkes, dem Soldaten der „draußen" war, das Besondere und Einzigartige jeder Landschaft wieder in die Erinnerung zurückrufen. Wort und Bild sollen ihm vielleicht auch die Sprache vermitteln, um das auszudrücken, was er oft nur unbewußt empfindet.

Die Schlachtfelder, auf denen zwei Millionen deutscher Soldaten ruhen, sind im höchsten Sinne „unsterbliche Landschaft". Sie im Geist des Volkes unsterblich zu erhalten, heißt dem heroischen Gedanken dienen, der Deutschlands Zukunft trägt.

Es ist mir herzliches Bedürfnis, meinen alten Kriegskameraden, die mir bei der Herstellung des Textes und der Auswahl der Bilder behilflich gewesen sind, auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

Erich Otto Volkmann

Potsdam, im Juli 1934.

Flandern

Die Bildervorlagen stellten zur Verfügung: Boedecker, Berlin; W. Gircke, Berlin; Groß, Berlin; Hans Hildenbrand, Stuttgart; Enno Kind, Berlin; Fr. Miebach, Tübingen; Reichsarchiv, Potsdam; Willi Ruge, Berlin; Dr. Stoedtner, Berlin, u. a.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden war gefallen. In atemloser Spannung wartete die Welt auf die ersten Nachrichten von der französischen und russischen Grenze. In die Ungewißheit fuhr wie ein Blitzschlag am 4. August die Meldung, daß deutsche Truppen zwischen Aachen und Malmedy die belgische Grenze überschritten hätten und auf Lüttich marschierten.

Belgien. — —

Am Abend des 5. August standen 6 immobile Brigaden im Halbkreis vor den Lütticher Forts. In den Soldaten zitterte noch die Erregung über die grausigen Bilder entfesselter Volksleidenschaft, über die Feuerüberfälle aus dem Hinterhalt, die brennenden Dörfer. Es war ein schlechter Anfang.

Sie hatten Befehl, die starke Festung Lüttich im Handstreich zu nehmen.

Festungen, so hatten sie es gelernt, beschoß man mit schwerem Geschütz und stürmte sie nach wochenlanger Belagerung. Von ihnen aber forderte man, daß sie im Dunkel der kommenden Nacht zwischen den feuerspeienden Panzerforts sich hindurchschleichen und geradenwegs nach Lüttich hinein marschieren sollten. Nicht in Schützenlinien durften sie angreifen, sondern massiert in Marschkolonne, mit ungeladenem Gewehr und aufgepflanztem Seitengewehr, ein paar Gruppen als Sicherung voraus.

Als brave Soldaten machten sie sich keine schweren Gedanken über das, was hier geplant war. Soviel ahnten sie freilich, es war ein tollkühnes Unternehmen, und es mußten außergewöhnliche und schwerwiegende Gründe sein, die zu diesem überstürzten Einmarsch in Belgien zwangen.

Von den sechs Angriffskolonnen glückte der Einbruch in die Fortlinie nur der einen, an deren Spitze sich General Ludendorff gestellt hatte. Der Angriff der übrigen scheiterte an dem Feuer der Panzergeschütze.

Niemand konnte besser als Ludendorff wissen, was in dieser mörderischen Nacht auf dem Spiele stand. Er selbst hatte als Chef der Operationsabteilung alles für diesen Überfall bis ins einzelne ausgedacht und vorbereitet. Den zwei deutschen Armeen, die im Raum um Aachen aufmarschierten, sperrte Lüttich den Weg. Mißglückte der Handstreich, dann war der ganze Plan des Grafen Schlieffen, dieser wunderbare Plan, von vornherein in Frage gestellt. —

Nachdem die Fortlinie glücklich durchschritten war, führte der General die Brigade unter erbitterten nächtlichen Kämpfen geradewegs auf Lüttich weiter. Um das, was rechts und links geschah, kümmerte er sich nicht. So war es in der Angriffsdisposition vorgeschrieben, die er selbst aufgesetzt hatte. Hinter der Brigade blitzte in geschlossenem Kreis das Feuer der Panzerforts. Vor ihr lag der Kern der Festung mit 30000 Verteidigern.

Am Mittag des 6. August stand die Brigade, nur noch 1500 Mann stark, auf den Osthängen der Maas. Vor ihr stieg drohend das alte Kernwerk der Festung, die Kartause, auf. Im Tal zu beiden Seiten des Flusses breitete sich das gewaltige Industrierevier von Lüttich aus.

Es ergab sich, daß die Kartause vom Feinde geräumt war.

Den ganzen Tag und die folgende Nacht wartete die Brigade, ob sich nicht doch noch andere deutsche Truppen einfinden würden. Sie blieb allein. Hinter ihr lärmten die Panzerkanonen. Vor ihr lag in rätselhafter Ruhe die Stadt.

Am Morgen des 7. August machte der Kommandierende General von Emmich, der sich dem Vormarsch der Brigade persönlich angeschlossen hatte, dem unerträglichen Zustand ein Ende. Er befahl, daß die 1500 Mann Lüttich besetzen sollten. Das Glück blieb den Kühnen treu. Die Stadt fiel ohne Kampf in deutsche Hand. Der belgische Kommandant hatte auf die Nachricht vom Eindringen deutscher Truppen die Besatzung der Festung in halber Panik herausgeführt. —

Einige Tage später dröhnten die schweren deutschen Geschütze vor den Forts, deren Feuerkreis Lüttich noch immer rings umschloß. Gleich darauf flog die Kunde von einem deutschen Wundergeschütz durch die Welt, das Panzertürme durchschlug, Betonblöcke zerriß und die stärksten Befestigungen wie Kartenhäuser zusammenwarf. Am 16. August wehte auf allen Forts Lüttichs die weiße Fahne.

Der Weg für die 1. und 2. deutsche Armee war frei. Der große Kreislauf des deutschen Angriffsflügels, der mit seinen stählernen Ringen das ganze französische Heer zerdrücken sollte, begann. In der zweiten Hälfte des August strömten die Marschkolonnen der 1. und 2. deutschen Armee durch die Lücke zwischen den beiden belgischen Festungen Antwerpen und Namur über die Landeshauptstadt Brüssel hinweg. Hinter Namur schwenkten sie nach Süden, durchschritten das Industriebecken von Charleroi mit seinen Kohlengruben, Hochöfen und Walzwerken, schlugen die Engländer und Franzosen bei Monts und Charleroi und traten die Verfolgung nach Frankreich hinein an. Hinter ihnen zerschmetterten die 42-cm-Geschütze die Befestigungen von Namur und von Maubeuge.

Dies war das erste Erleben des deutschen Soldaten auf belgischem Boden. Es war von heroischer Größe und erfüllte seine Seele mit dem Rausch des Sieges. In diesen Wochen gewann er jene innere Sicherheit, die ihn bis vor die Tore von Paris führte, die ihn die Führertragödie an der Marne überdauern ließ.

Das belgische Land versank hinter den deutschen Soldaten. Im rasenden Tempo des Vormarsches hatten sie gar keine Zeit, feste Eindrücke von dem Land und den Menschen zu gewinnen. Es blieb nur eine unbestimmte Erinnerung an die Kämpfe vor Lüttich und vor Namur, an die rauchenden Fabrikschornsteine, Kohlenbergwerke und Erzhütten des belgischen Industriereviers zwischen Lüttich und Charleroi, an die glänzende Hauptstadt Brüssel, an wilde Ortskämpfe mit der aufständischen Bevölkerung, an siegreiche Schlachten bei Monts und Charleroi.

Neues, noch gewaltigeres Erlebnis riß sie mit sich fort. Schon tauchte Paris am Horizont auf. Schon nahte die letzte Entscheidung.

Bis dann die Woge des Kriegsglücks umschlug, bis der Schritt des Soldaten sich rückwärts wenden mußte; bis sich in endloser Kette die Schützengräben nach Norden zogen, über St. Quentin bis nach Arras, dann bis nach Lille. —

Da tauchte um die Mitte Oktober der Name Belgien in den Kriegsberichten wieder auf; Belgien, das halb schon vergessen war. Antwerpen mußte, während die Schlachtfront gefahrvoll in seine Nähe rückte, beschleunigt belagert und gestürmt werden. Und dann hieß es plötzlich, daß in der Gegend von Calais oder Dünkirchen die letzte Schlachtentscheidung im Westen fallen werde.

Tag und Nacht waren die jungen Reservekorps, die in kaum zwei Monaten aufgestellt und ausgebildet waren, um die Mitte des Oktober mit unbekanntem Ziel gefahren. Als die Züge endlich hielten, las man auf den Bahnhöfen die Namen Termonde und Alost, Grammont und Ath. — Flandern also. Das Rätselraten war zu Ende.

Sie fingen an zu marschieren, nach Westen, auf Calais und auf Amiens zu. Voller Kampflust waren sie und voll heißen Glaubens an den Sieg. Viele waren noch halbe Knaben, von der Schulbank weggelaufen zu den Fahnen; andere, die schon in reifen Jahren standen, hatten Beruf und Geschäft, Frau und Kind verlassen. Sie alle gingen zu ihrer ersten Schlacht wie zu einem Fest. Sie wußten, daß das Vaterland von ihnen, den Kriegsfreiwilligen, den Sieg erwartete, und waren freudig bereit, das Leben hinzuwerfen; als ob das Opfer allein schon den Sieg verbürge. Begeisterung und Siegeswille, so meinten sie, werde die Mängel ihrer kriegerischen Ausbildung ausgleichen.

Flandern. — Was war das für ein reiches Land. In sattem Behagen lag es vor ihnen ausgebreitet; besät mit Dörfern und Gehöften, die sich hinter Hecken und hohem Gebüsch versteckten. Kanäle, Bäche und Gräben, mit Baumreihen bestanden, liefen kreuz und quer. Die fette Erde strotzte von Fruchtbarkeit. Auf den Wiesen, die zwischen den blinkenden Wasserläufen leuchteten, standen die Viehherden. In gebändigter Kraft zog das schwere gedrungene Pferd fast spielend den hochbeladenen

zwei- oder dreirädrigen Karren. Auch heute noch wie seit Jahrhunderten schien Flandern trotz Eisenbahn und Kraftwagen das Land des Fuhrmanns. Im kleinsten Ort fand er Unterkunft im „Pardenstal". An jeder Wegkreuzung lockte ihn das „Cabaret ton goden Voermann".

In heiterer, derber Genußfreude hatten der flämische Bürger und Bauer in friedlichen Zeiten hier gelebt. Jetzt freilich war ihnen das Lachen vergangen. Finster blickten sie auf den Landesfeind, der doch gleichen Blutes mit ihnen war. — Feindesland? — Sah Feindesland so aus? Heimatlich grüßten die ziegelgedeckten Giebelhäuser, das alte Rathaus, die mächtigen Kirchen. Konnten diese kleinen flandrischen Städte und Dörfer und Gehöfte nicht ebensogut irgendwo zwischen Hamburg und Köln liegen? Auch die Sprache klang ihnen nicht sonderlich fremd. Sie buchstabierten an den Straßenschildern: Ursel und Moorbrugge, Deynze und Lichtervelde. So ungefähr lauteten die Namen auch in der Heimat. Sie versuchten ein Gespräch und wunderten sich, wie leicht ihnen die Verständigung gelang.

Weit und flach war die Landschaft gelagert, kaum merkbar gegliedert durch sanfte Bodenwellen. Hier und dort erhob sich ein Hügel, auf dem die Holländermühle lustig ihre Flügel im Winde schwenkte.

Es war ein fröhliches, hoffnungsvolles Marschieren gegen den Feind. Ein paar Tage nur noch, dann würde man vor Calais stehen. Über Gent und Brügge und Courtrai führte der Weg. Ypern war nicht mehr fern. Die herrlichen Kirchen und Rathäuser gaben Zeugnis von dem unermeßlichen Reichtum versunkener Zeiten. Heute freilich waren diese Weltstädte verträumte Landstädte geworden, die sich verschämt in den Königsmantel ihrer alten Kultur hüllten. Andere waren über sie hinweggewachsen, Antwerpen und Brüssel, Lüttich und Charleroi.

Von Brügge führte ein breiter Kanal zum Meer. Seeschiffe können auf ihm fahren. Am Ende lag Zeebrügge mit seiner weit in die See hinausspringenden Mole. Je näher man der Küste kam, um so tiefer sank das flache Land — „Vlaeland". — Es war dem Meer abgerungen und lag unter dessen Spiegel. Seedeiche und schmale Dünenketten schützten es. Ein kunstvolles System von Gräben regulierte die Bewässerung und Entwässerung. Aufgeschüttete Straßen mit vom Seewind zerzausten, in die Schräge geneigten Baumreihen sicherten bei Überschwemmung den Verkehr von Ort zu Ort.

Mühsam waren die gewaltigen Kräfte des Meeres in Fesseln geschmiedet. Wenn es den Herren des Landes gefiel, konnten die Fesseln auch wieder gelöst werden. Man brauchte nur die mächtigen Seeschleusen in Nieuport und anderwärts zu öffnen oder die Dämme aufzureißen, dann strömte die Meeresflut zurück ins Vlaeland. Dann mußte alles Lebendige auf schnelle Rettung sinnen. —

Aber wer wäre auf den Gedanken gekommen, daß der Belgier sein eigenes schwer erkämpftes Land zerstören würde. —

Am Meer entlang ging der Marsch nach dem Weltbad Ostende mit seinen Kursälen und Riesenhotels. Staunend standen die Soldaten. Sie blickten hinaus aufs Meer. Viele sahen es zum erstenmal, und der Anblick drang ihnen tief in die Seele. Draußen auf der hohen See lagen die feindlichen Schiffe, und drüben jenseits des Ärmelkanals lag England. — Hier fing die andere Seite des Krieges an.

In den hohen Stäben rechnete man nicht damit, daß es noch in Flandern zur Entscheidungsschlacht kommen werde. Es war auch ganz gut so, denn für junge, ungeübte Truppen war das unübersichtliche und mit Hindernissen aller Art bedeckte Land kein günstiges Kampfgelände. Es war im übrigen zu wünschen, daß sich die Disziplin und Gefechtsroutine der neuen Korps in leichteren Kämpfen erst festigte, bevor es zur Entscheidung kam. —

Man hatte darauf verzichtet, die Yserlinie durch vorgeschobene, seit Tagen bei Ostende stehende Truppen in Besitz zu nehmen. Was lag an dem Kanal? Er war für eine moderne Armee kaum ein Hindernis. Mochten die Engländer ihn besetzen oder überschreiten. Es würde keinen langen Aufenthalt geben.

Am 18. Oktober stießen die an der Meeresküste vorgehenden Truppen bei Nieuport auf stark befestigte Stellungen. Auch weiter südlich bei Dixmuiden, Staden, Moorslede entwickelten sich sehr heftige Kämpfe. Es war eine große Überraschung. Die hohen Stäbe hatten sich geirrt. Die Engländer suchten in Flandern, an der Yser, die Entscheidung. Sie schlugen sich mit äußerster Erbitterung. In

Flandern glaubten sie die Weltmacht Englands zu verteidigen. Der Weg nach Frankreich hinein war für die Deutschen versperrt und mußte in frontalem Angriff über die Yser hinweg erzwungen werden. Eine schwere Aufgabe für die jungen Korps.

Die Lage wurde ernst. Aus der heiteren Idylle der flandrischen Landschaft starrte den jungen Kriegern das finstere Gesicht eines Kampfes auf Leben und Tod entgegen.

Schicksalsland war schon seit alter Zeit der schmale Raum zwischen dem Meer bei Dixmuiden und dem Kanal bei La Bassée. Unzählige Male war hier gefochten worden. Schicksalsland wurde er auch für das deutsche Heer. Drei Jahre lang kämpften Millionen von Soldaten in diesem Raum, Hunderttausende starben.

Damals, im Herbst 1914, als zum erstenmal die deutschen Soldaten an der Yser erschienen, drängte sich bei Dixmuiden und Ypern und weiter südlich bis La Bassée Dorf an Dorf, Gehöft an Gehöft. Das Land ist hier wie ein einziger blühender Garten. Nördlich von Dixmuiden bis zum Meer ist es spärlicher bevölkert. Dort sind die Wiesen mit Wasser vollgesogen wie Schwämme. Die Menschen stehen in ständigem Kampf gegen das Grundwasser und gegen Überschwemmung. In Regenzeiten quillt bei jedem Schritt abseits vom erhöhten Wege das Wasser unter den Fußstapfen empor.

Der Yserkanal verbindet die Lys mit dem Meer, ein schmaler Wasserlauf, nur 25—30 m breit. Durch Dämme und Schleusen wird das Wasser künstlich gehalten. Von Dixmuiden ab folgt er ungefähr dem Bett der Yser.

Nieuport — Dixmuiden — Ypern. An diesen drei Punkten hing die Kampffront. Hier entschied sich das Schicksal der Schlacht, vielleicht des Krieges.

Die auf dem rechten Flügel, an der Küste, kämpfenden Truppen bestanden aus altgedienten Soldaten. Sie hatten vor wenigen Tagen Antwerpen erobert und waren noch erfüllt von Kampf und Sieg. Fast wäre es ihnen gelungen, die Kampffront bei Westende—Lombartzyde—Nieuport im ersten wuchtigen Anlauf zu zerbrechen und die Engländer nördlich zu umfassen. Da schlug ihnen im entscheidenden Augenblick plötzlich von der See her verheerendes Feuer in die Flanke. Sie schrien nach Artillerie, um die englischen Schiffe zu verjagen. Aber als endlich ein paar schwere Geschütze in den Dünen in Stellung gebracht waren, zeigte es sich, daß die englischen Kanonen weiter schossen. Der deutsche Angriff wurde unter furchtbaren Verlusten zerschlagen.

In ohnmächtiger Wut mußten die Soldaten Deckung hinter den Dünen suchen. Nieuport mit seinen gewaltigen Seeschleusen blieb in der Hand der Belgier.

Weiter südlich, zwischen Nieuport und Dixmuiden, wo seit dem 21. Oktober erbittert um den Yserkanal gerungen wurde, schien es besser zu glücken. Das Feuer der englischen Schiffsgeschütze reichte dort nicht mehr hin. Es gelang, in dem nach Osten ausspringenden Flußbogen zwischen Schorbacke und Torbete ein paar Bataillone auf das westliche Ufer zu bringen. Tagelang hielten sie mit verzweifeltem Mut aus, bis Unterstützungen nachgeführt werden konnten. Das Schwerste schien jetzt überstanden. Schrittweise gewann der Angriff in dem regendurchweichten Boden nach Westen auf Ramscapelle und Pervyse zu Raum. Aber die Hoffnung war verfrüht. Vom hohen Bahndamm, der sich westlich des Kanals von Dixmuiden nach Nieuport hinzieht, sprühte den ermatteten Regimentern von neuem starkes Feuer entgegen. Es zeigte sich, daß erst hier die Hauptverteidigungslinie des Gegners lag. Schnurgerade zeichnete sich der Damm gegen den Horizont ab. Nur die Kirchtürme von Ramscapelle und Pervyse und ein paar rote Ziegeldächer ragten über ihn empor.

In ungebrochenem Mut kämpften sich die zusammengeschmolzenen Bataillone vorwärts. Die von Gräben durchschnittenen Polderfelder mit ihrem schweren nassen Klaiboden hemmten jeden Schritt. An Eingraben war nicht zu denken. Unter dem ersten Spatenstich quoll das Grundwasser empor. Kaum ein Kopfschutz, eine Gewehrauflage ließ sich schaffen. Nur einzelne verstreut liegende, auf flachen künstlichen Erdhügeln erbaute Gehöfte, „Werften" genannt, boten Anklammerungspunkte.

Nach Tagen endlich hatten sich die Schützenlinien bis Ramscapelle vorgearbeitet und den Feind vom Damm heruntergeworfen. Rasch schwenkten sie gegen Nieuport ein. Schon standen die deutschen

Soldaten dicht vor den mächtigen Schleusenanlagen, die Meer und Kanal voneinander trennten. Der Sieg schien ganz nahe. Die maßlose Überanstrengung dieser furchtbaren acht Schlachttage fand ihren Lohn. Wenn es gelang, die im äußersten Norden eingedrückte feindliche Schlachtfront nach Süden aufzurollen, dann fiel die Küste nach Dünkirchen und Calais zu in deutsche Hand. Das war dann die Wende des Krieges. —

In der Nacht, die diesem hoffnungsvollen Tage folgte, war eine gewaltige Detonation von Nieuport her hörbar. Vielleicht sprengte man dort als Vorbereitung für den Rückzug die Brücken, vielleicht war ein Munitionsmagazin in die Luft geflogen. Es schien im übrigen gleichgültig. —

Am nächsten Morgen belebte sich der Widerstand des Feindes. Er gab die Schlacht anscheinend doch nicht verloren; er wehrte sich verzweifelt. Das Pendel schlug ein wenig wieder rückwärts. Die vollkommen erschöpften deutschen Truppen konnten die Kampferfolge nur mühsam ausbauen. Hier und da traten schon örtliche Rückschläge ein. Aber der Wille zum Sieg war noch ungebrochen. Eins freilich machte Sorge. Man führte einen von Tag zu Tag schwerer werdenden Kampf gegen das Grundwasser, das in unheimlicher und unerklärlicher Weise stieg. Längst war das ganze Land zwischen Kanal und Damm ein einziges Schlammbecken. Schon bildeten sich überall blanke Wasserlachen, die sich rasch zu kleinen Seen erweiterten. Mühsam quälten sich die Soldaten vorwärts zwischen Trichtern und Gräben, die unter der tückischen Wasserfläche unerkennbar geworden waren. Vor den Augen der Kameraden versanken Verwundete und von der Anstrengung Erschöpfte, die sich gegen Schlamm und Wasser nicht mehr zu wehren vermochten und kraftlos den schrecklichen Mächten der Tiefe erlagen.

Die Soldaten standen solchem Naturgeschehen hilflos und ratlos gegenüber. Wie war es nur möglich, daß der Regen so katastrophale Wirkungen hervorrufen konnte? Wann hörte diese Flut endlich auf? — Indessen, von Stunde zu Stunde stieg das Wasser weiter. Und zuerst wurde es hinten in den Oberkommandos und Generalkommandos zur schrecklichen Gewißheit: es war das Meer, das durch die gesprengten Schleusen von Nieuport ins Land eindrang und von ihm Besitz nahm, das Wasser, das im Bunde stand mit Belgien und mit Frankreich und England, das sich feindlich stellte gegen den Sieg der Deutschen.

Viel später erfuhr man, daß der König der Belgier sich der englischen Forderung, dem Salzwasser der See den Weg in das blühende Land freizugeben, um die Schlacht zu retten, in der allerletzten Stunde gebeugt hatte. —

Vorn ahnte man von all dem noch nichts. Noch immer kämpften die Soldaten in unerhörter Bravour. Es gab jetzt kein Stehenbleiben mehr. Es gab nur ein Vorwärts, hinauf auf den rettenden Bahndamm, oder den Rückzug hinter den Kanal. Vorn sprühten die Gewehrläufe der Belgier und Engländer, im Rücken lauerte der Tod des Versinkens und Ertrinkens.

Noch will die Führung die Hoffnung auf den Sieg nicht fahren lassen. Noch sucht sie die Entscheidung vorwärts auf der anderen Seite des Wassers. — Da melden die Regimenter, dann die Divisionen, daß das Wasser den Leuten bereits bis an die Hüften reicht, daß die Fortsetzung des Kampfes unmöglich wird.

Zu Ende. Das Oberkommando ergibt sich. Es erteilt Befehl, das eroberte Gelände westlich des Kanals zu räumen, soweit der Wasserstand es verlange. Ein furchtbar schwerer Entschluß.

In dunkler Nacht waten sie rückwärts. Um sie rauscht und quirlt feindlich das Wasser, als wollte es sie hinabziehen. Ihr Fuß stolpert über die Leichen gefallener Kameraden. Der Pesthauch des Seewasserschlammes klemmt ihnen die Lungen. Langsam, vorsichtig tasten sie sich weiter. Waffen, Munition, Verwundete schleppen sie mit sich. Da und dort versinkt einer mit lautem Aufschrei im tiefen Trichter.

Am fahlen Morgen des 31. Oktober stehen die Überreste der Regimenter wieder hinter der Yser, die sie vor zehn Tagen mit soviel Hoffnung und soviel Opferwillen überschritten hatten. Rechts und links von Dixmuiden dehnt sich die Wasserfläche. Sie reicht im Norden bis nach Nieuport hinauf, nach Süden erstreckt sie sich bis nach Drie Grachten hinunter, ein unüberwindliches Hindernis, ein Totenfeld für zehntausende tapferer Krieger. —

Nieuport—Dixmuiden—Langemarck. Ein paar Namen nur unter unzähligen andern in Flandern. Aber in ihnen liegt die ganze Tragödie dieses flandrischen Erlebnisses von 1914 eingeschlossen. Jetzt kannten diese Kriegsfreiwilligen der jungen Korps das wahre Gesicht des Krieges, soweit nicht der flandrische Boden ihre Leiber deckte. Über Nacht war der Rausch des ersten glückhaften Vorwärtsstürmens verflogen. In dem grausigen vieltägigen Ringen um ein paar Meter Boden hatte sich ihnen die Entartung dieses Krieges offenbart. Und dennoch waren sie mit dem hohen Lied des Vaterlandes auf den Lippen in den Tod gegangen. Deutsche Jugend. —

Wie in Todesstarre ging vor Ypern der Winter 1914/15 zu Ende. Es kam das Frühjahr, der Sommer, der Herbst und wieder der Winter. Jahr reihte sich an Jahr. Im Frühjahr bedeckte die barmherzige Natur die zerrissene Erde mit frischem Grün. Im Herbst, wenn die Blätter fielen, lag sie wieder nackt und blutend da. Langsam und unaufhaltsam sanken die Dörfer, sank Ypern selbst in Schutt und Asche.

Es gab auch stillere Zeiten, in denen die Freude am Leben und der gemütvolle deutsche Drang zum Pflanzen und Schaffen unbesiegbar hervorbrach. Dann vergaß der Soldat das Kreuz des Todes, das seit 1914 ernst und drohend über Ypern stand.

„Hinter unserer Stellung haben wir unsere Bereitschaftsstellung. Ein kleines Waldtal, in dem furchtbare Nachtkämpfe getobt haben. Baum und Strauch sind von Granaten zerfetzt, mit Gewehrkugeln gespickt. Überall liegen in den Wasserlöchern noch die Leichen, von denen wir schon viele begraben haben. Zahllose Blindgänger von Granaten jeden Kalibers haben sich in den Waldboden eingewühlt. Englische Ausrüstungsstücke sind in Masse zu finden. In dem einen Abhang der Schlucht haben wir unsere Unterstände eingebaut, Erdhöhlen, gedielt, mit Dachpappe überdeckt und kleinen Öfen versehen. Da man sich in solcher Verwüstung der Natur nicht wohl fühlen kann, haben wir ein wenig nachgeholfen, zunächst einen sauberen Knüppeldamm mit Geländer die Schlucht entlang gebaut, dann aus einem nahen Kiefernwalde, der auch von Granaten gespickt war, die schönsten Baumkronen herangeschleppt und einfach in der Schlucht neu gepflanzt, allerdings ohne Wurzeln. Aber auf einen längeren Aufenthalt als vier Wochen rechnen wir doch hier zunächst nicht, und so lange bleiben sie sicher grün. Aus den Gärten der zerschossenen Schlösser Hollebeke und Campe haben wir große Rhododendren, Buchsbäume, Schneeglöckchen, Primeln geholt und nette Beetchen gepflanzt. Das Bächlein, das den Grund durchfließt, haben wir von allem Unrat gereinigt; geschickte Kameraden haben kleine Dämme gezogen und niedliche Wassermühlen eingebaut, sogenannte Paroleuhren, die mit ihren Umdrehungen die Minuten zählen sollen, die der Krieg noch währt. Ganze Weidenbüsche und Haselnußsträucher mit hübschen Kätzchen und kleine Fichten haben wir mit Wurzel eingepflanzt, so daß aus der traurigen Öde ein Waldidyll geworden ist. Jeder Unterstand trägt auf einem geschnitzten Brettchen einen Namen, der zur ganzen Stimmung paßt, wie ‚Villa Waldfrieden', ‚Das Herz am Rhein' oder ‚Adlerhorst'."[1]

Ein anderes Bild: „Lautlos schritten wir auf den Holzrosten des schmalen Laufgrabens nach vorn. Als wir die schlüpfrige Stelle erreicht hatten, begann die Arbeit. Meine Leute faßten gut zu, und da es in den letzten Tagen wenig geregnet hatte, war der Graben bald leergepumpt. Da sagte plötzlich einer von ihnen: Das ist ja der hohe Birnbaum, von dem der Sanitäter sagt, er säße ganz voll süßer Birnen. Ehe ich's verhindern konnte, waren die Kerle aus dem Graben gesprungen und begannen, kaum hundertzwanzig Meter vom Feinde entfernt, mit Knütteln und Lehmklößen den Baum zu bearbeiten. Denk Dir das Bild: Hier im Mondenschein, dicht am Feinde, liefen die Satanskerle herum, ohne Deckung, und warfen nach Birnen. Allerdings schützte ein feiner weißer Nebel, der über der Erde lagerte, sie vor Entdeckung. In Zeit von wenigen Minuten war der Baum abgeerntet; mit Früchten beladen machten wir uns auf den Rückweg. Da, als wir über ein freies Feld kamen, hörten wir ein eigentümliches Rauschen und Rascheln. Als wir nähertraten, erblickten wir einige Leute unserer Kompanie, die Weizen mähten. Rauschend fuhren die Sensen, von kräftigen Armen

[1] Aus einem Feldbrief.

geschwungen, durch die reifen Halme. Vom Getreide hatte sich bei der vorigen Ernte soviel abgesät, daß der kräftige Lehmboden und gute Witterung auch in diesem Jahre einen guten Weizen gedeihen lassen konnten. Freilich, mancherlei Unkraut wucherte in diesem Korn, nicht etwa nur Dornen und Disteln, sondern auch Drahthindernisse, Verhaue von Stacheldraht, Telegraphenleitungen hinderten die fleißigen Mäher, daß die Sensen bisweilen mit schrillem Kreischen in einem Draht hängen blieben oder gegen die Hülse eines Artilleriegeschosses trafen. Trotzdem ward hier manche volle, schwere Garbe gebunden und dank deutscher Sparsamkeit und Ordnungsliebe vor dem Verfaulen gerettet[1]."

Nichts veränderte sich in diesen Jahren in Flandern oder doch nicht viel. An der Yserfront sank langsam Nieuport vollends in Trümmer, auch in Dixmuiden blieb kein Stein auf dem andern. Tag um Tag, Nacht um Nacht arbeiteten deutsche Granaten, englische Granaten an ihrem Zerstörungswerk. Die Soldaten hausten in den Kellern, sie lagen am Kanaldamm, sie blickten stumpf über die graue Wasserfläche hinweg. —

Eine sonderbare Art Krieg entwickelte sich, ganz anders als irgendwo sonst.

„Neumondnacht. Regenschwere düstere Wolken hängen am Himmel, umgeben die Fluren mit Finsternis, und gespensterhaft erscheinen die Bäume und Sträucher. Tiefe Stille rings umher. Zwei Posten stehen am Yserkanal und halten Wacht. Feuchte Winde treiben ihnen die Nebelschwaden ins Gesicht und lassen die Finsternis noch stärker erscheinen[1]."

Wie aus weiter Ferne ein Gehen auf leichtem Wiesengrunde. Gedämpfte Stimmen, dunkle Gestalten. Es ist eine Patrouille, die vorgehen soll gegen den Feind. Sie überklettern den Kanaldamm. Ganz leise nur klirren die Ketten der gelösten Kähne. Leises Plätschern und Knarren, dann verliert sich der gedämpfte Schlag umwickelter Ruder.

Der Überfall gelingt. Der feindliche Posten, der sich inmitten der Wasserfläche sicher dünkt, wird fast lautlos überwältigt, die Besatzung des Gehöftes im Schlafe gefangengenommen und in die Kähne gebracht. Ein paar Leute der Patrouille bleiben als neuer äußerster Vorposten in der Wasserwüste zurück.

Eile ist not, schon beginnt es im Osten zu dämmern, und der Feind darf nicht ahnen, daß nun Deutsche hier Wache halten. Bis zum nächsten Hofe geht es zurück. Von hier führt ein langer Laufsteg über das überschwemmte Land zur Kanalstellung. Die grauen Gestalten laufen auf der hunderte von Metern langen schmalen Bretterbahn zurück. Aber es ist inzwischen schon hell geworden. Jetzt heißt es, Scheibe laufen vor den feindlichen Posten am Bahndamm. Schon schlägt der erste Schuß neben ihnen ins Wasser, schon folgen die nächsten. Die Gefangenen schreien auf. Auch sie laufen um ihr Leben. Wenige Minuten später ist der deckende Kanaldamm erreicht.

So war der Krieg hier.

Auch weiter im Süden an der Ypernfront änderte sich nicht viel bis zum Sommer 1917.

Ypern. — Welcher Name weckt neben denen von Verdun und der Somme in Millionen von Herzen schwerere und erhabenere Erinnerungen an alles Leiden und Sterben dieses gewaltigen Krieges. Ypern, das ist, in einem Wort zusammengefaßt, der Inbegriff der Materialschlacht. In vier Jahren wurde hier jeder Fußbreit Boden von Grund aus umgewühlt und mit Blut getränkt. Von den blühenden Dörfern und Gehöften rings um die Stadt blieb fast nichts übrig. Alles Leben verdorrte.

Was war denn Ypern? Eine Stadt wie jede andere, eine Stadt mit glorreichen Erinnerungen einstigen Glanzes, mit herrlichen Baudenkmälern der Vergangenheit. Es war keine Festung, es hatte keine besondere strategische Bedeutung. Es war ein Punkt der Landschaft wie etwa Poperinghe oder Armentières oder Bailleul.

Aber England machte dieses Ypern allmählich zu einem der Angelpunkte des Krieges. Seine ganze Zähigkeit klammerte sich an die kleine flandrische Stadt. In jenen Oktobertagen 1914, als an britischer Tapferkeit der Ansturm der jungen Korps hier zerschellte, war der Name Ypern für England ein

[1] Aus einem Feldbrief.

Symbol geworden. Die Ehre Großbritanniens hing daran, daß kein deutscher Fuß die Stadt je betrat. Mochten die englischen Stellungen, die Ypern in engem Halbkreis schützend umgaben, noch so sehr im konzentrischen Feuer der deutschen Geschütze liegen, mochten die Verluste noch so hoch sein, der Engländer wich nicht um einen Schritt.

Von Pilken schwingt der Ypernbogen nach Osten aus. Gegenüber, auf der Südseite von Ypern, bildet Wytschaete den Gegenpunkt der Achse. Dazwischen welche Fülle von Namen, von denen jeder ein ganzes Buch deutschen Heldentums umschließt, Bixschote, Langemarck, Poelkappelle, Paschendaele, Zonnebeke, Gheluvelt, Hollebeke. — —

Dem Artilleriebeobachter, der etwa von Zonnebeke aus das Scherenfernrohr nach Westen richtete, lag Ypern zum Greifen nahe. Die langen Baumreihen des Yserkanals und der Straßen, die aus allen Richtungen dem Stadtrand zustrebten, verbargen die Häuser. Darüber aber ragten die mächtigen Bauten empor, die Yperns Ruhm bildeten. Deutlich waren die Martinskirche, das Rathaus, die Tuchhalle zu erkennen. Noch standen wunderbar klar die Fassaden und Türme. Aber das eiserne Gesetz des Krieges zwingt zu erbarmungsloser Zerstörung. Denn bei Tage sitzen oben auf den Türmen und Dächern die feindlichen Artilleriebeobachter und lenken das Feuer auf die deutschen Gräben. Bei Nacht aber flutet durch die Straßen der Stadt ein Strom von Wagen und Menschen zur Front und wieder zurück. Schonung bedeutet hier Verderben für die eigene Truppe. So sprüht bei Tag und Nacht der Eisenhagel über die verödeten Gassen, krachend bersten die schweren Granaten in Mauern und Gebälk.

War dies das letzte Ende der glorreichen Geschichte Yperns? Vor Jahrhunderten, auf der Höhe ihrer Macht und ihres Reichtums, hatten die Bürger und Soldaten zusammen mit denen Brügges die französische Ritterschaft blutig aufs Haupt geschlagen. Dann waren schwere Zeiten gekommen. Mehr als einmal waren die Mauern der Stadt gestürmt worden. Die Pest, der „Tod von Ypern", hatte neun Zehntel der Bevölkerung hinweggerafft. Da war es vorbei gewesen mit Flanderns großer Zeit. Jahrhunderte lag es in kleinbürgerlicher Ruhe.

Jetzt dröhnte der Name Ypern wieder durch alle Welt. Aber diesen späten Ruhm mußte die Stadt teuer bezahlen. Dunkler als je zuvor in ihrer tausendjährigen Geschichte stand das Zeichen des Todes und der Vernichtung über ihr.

Flandrisches Kriegserleben 1917. —

Damals, 1914, waren sie fast blind hineingestürmt in das sprühende Feuer. Sie glaubten, der unbändige Angriffswille, die unbegrenzte Opferbereitschaft müßte den Sieg erzwingen. An der kalten Ruhe routinierter englischer Berufssoldaten, an den Granaten unerreichbarer englischer Schiffe, an der Feindschaft der Elemente war dieser Glaube zerschellt. Der Soldat, der 1915 in Flandern kämpfte, war ein anderer wie der von 1914. Und der von 1917 war wiederum ein anderer.

1914 und 1917, war das überhaupt noch der gleiche Krieg? —

In Flandern, so wollte es England, sollte in diesem Jahr die Entscheidung fallen. Von Ypern aus wollten sie das U-Bootnest Zeebrügge ausräuchern. Der U-Bootkrieg, das war jetzt die große Gefahr. Von Zeebrügge aus zogen die U-Boote ihre unheimlichen Bahnen rings um England. Alles stand auf dem Spiel. Es lohnte, die Blüte der britischen Jugend einzusetzen. —

Im Osten und Süden läuft rings um Ypern die flandrische Hügelkette. Sie beginnt mit flachen Ausläufern südlich von Dixmuiden, führt in klarem Bogen über Langemarck, Paschendaele, Hollebeke nach Wytschaete und endigt südlich Ypern im Kemmel, der sich 156 m hoch über die flandrische Ebene erhebt, und im Mont rouge.

1914 waren die Hügel in die Hände der Deutschen gelangt. Nur der Kemmel, der drohend und gefährlich alles überragte, war im Besitz der Engländer geblieben. Der Halbbogen von Wytschaete reichte bis dicht an seinen Fuß.

Auf dieser Hügelkette wurde 1917 gekämpft. Ihr Besitz wurde schließlich Zweck und Ziel des verzweifelten Ringens. Zeebrügge blieb in hoffnungsloser Ferne. —

Das große Spiel begann Anfang Juni am Wytschaetebogen. Man wußte auf deutscher Seite, daß die Engländer gewaltige Minensprengungen vorbereitet hatten. Aber so trotzig und todverachtend hatte dieser Krieg die Soldaten gemacht, und so hart und unbeugsam klammerten sie sich an den Boden an, der seit drei Jahren mit ihrem Blut getränkt wurde, daß der Entschluß zur freiwilligen Räumung, um dem Unheil zu entgehen, nicht gefunden wurde. So nahm die Katastrophe ihren Gang. Am 7. Juni flogen große Teile der deutschen Stellungen unter dem Druck von 500 Tonnen Sprengstoff in die Luft. Die Reste der deutschen Besatzung fluteten zurück. In der Linie Hollebeke—Warneton wurden sie von Verstärkungen aufgefangen. Ein Dutzend Erdkrater, in deren Grund sich schwärzliches Wasser ansammelte, war der Siegespreis der Engländer.

Nach dieser Einleitung folgte die Hauptaktion.

Seit Mitte Juli zerschlug das englische Trommelfeuer die deutschen Stellungen. Am 31. Juli erfolgte der erste Großangriff. Da von den Stellungsdivisionen, die die vierzehntägige Kanonade über sich hatten ergehen lassen, nicht mehr viel übrig war, gewann der Angriff einen oder zwei Kilometer Raum. Dann stockte er.

Es regnete in diesen Wochen in Strömen. Der Kampfraum verwandelte sich in Sumpf und Morast. Das Trichterfeld wurde allmählich zu einer blinkenden Wasserfläche, aus der nur noch die Trichterränder herausragten. Auch die bildeten keine festen Brücken mehr, sondern gaben bei jedem Schritt nach. Nur auf Laufstegen konnten die Trichterstellungen von den rückwärtigen Befehlsstellen und den Reserven erreicht werden. Sie waren dem Feinde bekannt und wurden von seinen Fliegern überwacht. Reserven, die zur Ablösung oder Verstärkung nach vorn eilten, wurden mit Feuer überschüttet. Selbst auf einzelne Meldegänger und Essenholer stießen die Raubvögel herab.

Aber es gab keine andere Möglichkeit, vorwärtszukommen. Wer von den Laufstegen abwich, versank im Schlamm.

Die Trichterstellungen waren in der Schlamm- und Wasserwüste kaum noch zu erkennen. Ihre Verteidiger führten einen fast hoffnungslosen Kampf gegen das Wasser, das vom Himmel fiel und aus der Erde quoll, gegen das höllische Dröhnen und Bersten der Brisanz- und Gasgranaten, die immer neue Löcher in die Schlammdecke rissen und die Luft mit Dreck und Qualm erfüllten, gegen die mordgierigen feindlichen Flieger, die über dem Kampffeld kreisten und alles Lebendige, was sich irgendwo regte, durch ihr Maschinengewehrfeuer vernichteten. Auf rechtzeitige Hilfe konnten die Männer im Trichterfeld fast nie rechnen. Sie lagen, den halben Körper im Wasser, im Gefühl tödlicher Einsamkeit, hinter ihren kleinen Erdaufschüttungen, tagelang, halb verhungert, halb erstarrt.

Die Schlacht verlief, im großen gesehen, nicht viel anders wie die vor Verdun und an der Somme. Sie übertraf ihre grausigen Schwestern vielleicht noch im brutalen Masseneinsatz von Material auf engstem Raum, sie verzichtete noch mehr auf jede Vergeistigung der Kriegführung. Es war ein stumpfsinniges Töten durch Granaten. Weiter nichts.

Das Ergebnis war, am Raum gemessen, noch geringer als vor Verdun und an der Somme. Im November hatten die Engländer die Deutschen von der Hügelkette verdrängt und blickten nun von deren Osthängen auf sie hinunter. Genau an der Stelle, wo der Kampf endete, blieben die Deutschen liegen. Nicht einen Schritt gingen sie freiwillig weiter zurück, mochte ihre Lage am Fuße der Hügel auch noch so gefahrvoll sein.

Das war der „Sieg" der Engländer in Flandern. Ypern wurde ihre Totenstadt. Hunderttausend Namen gefallener britischer Soldaten sind in das „Tor der Erinnerung" eingemeißelt, das sich heute am Stadtrand erhebt.

Ihre Taktik, wenn man von einer solchen sprechen will, war ihnen selbst zum Verderben ausgeschlagen. Durch die vollkommene Zerstörung des Geländes, durch das sie marschieren mußten, hatten sie sich ein Hindernis geschaffen, das sie nicht zu überwinden vermochten. Der Angriff blieb buchstäblich im versumpften Trichterfeld stecken. Die Kanonen ließen sich nicht mehr bewegen, es war unmöglich, die erforderlichen Massen an Munition heranzubringen. Jeder weitere Schritt vorwärts verschlimmerte die Lage nur noch mehr.

Was aber unterschied das Erlebnis dieser Schlacht von dem Erlebnis jeder anderen Schlacht des Weltkrieges? Nicht die heroische Haltung und die Größe der Leistung der Truppe war es. Die war vor Verdun und an der Somme nicht geringer. Es war auch nicht das furchtbare Gefühl der Vereinsamung, das den einzelnen im Trichtergelände überfiel. Sondern das war es, daß hier eine Stufe höllischer Vernichtung erreicht wurde, die nirgends, auch nicht auf den Blutfeldern von Goerz und Doberdo überschritten wurde. Dies war die Grenze dessen, was der Soldat ertragen kann. Zu den brutalsten Mitteln menschlicher Vernichtungskunst hatte sich die Grausamkeit feindlicher Naturelemente gesellt. In Flandern und an der Isonzofront ist der Krieg übersteigert worden. In diesen Kämpfen erlebte die Welt eine neue Offenbarung menschlicher Seelenstärke und Leidensfähigkeit.

Als die Schlacht endlich im Schnee und Eis des Novembers erstarb, war das blühende Gesicht der flandrischen Landschaft rings um Ypern und herauf zum Meer bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Dörfer waren verschwunden, die Wälder nur noch an verstümmelten Baumstümpfen kenntlich, die Äcker ein einziges stinkendes Schlammfeld, besät mit Menschenleichen und Tierkadavern, mit Trümmern und Gerät jeglicher Art, bevölkert von Ratten und anderem widerlichen Getier; eine Hölle, wie sie stärkste Phantasie grausiger kaum ersinnen kann. In dieser Hölle lebten Menschen, erstarrt, völlig erschöpft, aber immer noch beseelt von dem Willen, bis zum Ende zu kämpfen, bis zu einem Ende, das Deutschland Leben und Ehre ließ. Dieser eine Gedanke hielt sie aufrecht. Er verlieh ihnen im Frühjahr des letzten Kriegsjahres 1918 die unwahrscheinliche Kraft, noch einmal mit gewaltigem Schwunge einzubrechen in das Gewirr feindlicher Stellungen, viele Kilometer tief, um das Schicksal doch noch zu wenden.

Dieser Kampf wurde das letzte große Kriegserlebnis in der Landschaft Flandern.

Vier Jahre hatte der Kemmel, der sich wie ein König über die niedrigen Hügel erhebt, drohend auf die Deutschen herabgeschaut. Der Kemmel, das war das Auge der feindlichen Artillerie. Hunderte von Beobachtern standen dort an den Scherenfernrohren und lenkten das Feuer der Batterien. Der Kemmel, das war das Gehirn. Unzählige Befehlsstellen hatten dort ihren Stand.

Wie oft hatten die Deutschen den Kemmel verflucht, wenn an klaren Tagen das wohlgezielte englische Feuer meilenweit die Stellungen und Annäherungswege abtastete. Wieviel deutsches Blut hatte der Berg auf dem Gewissen.

Aber jetzt sollten sie ihn stürmen. Im Süden, bei St. Quentin, hatte die große Offensive vor einigen Wochen begonnen. Anfang April war sie im Artois bei Armentières neu entbrannt. Die gewaltige Flamme schlug hinauf bis Ypern und fraß sich bis unmittelbar an den Fuß des Kemmel heran. Der im Herbst 1917 erkämpfte, mit soviel Blut getränkte Kampfstreifen der Flandernschlacht ging den Engländern in zwei Wochen wieder verloren. Bis an den Rand des Trümmerhaufens, der einst Ypern gewesen war, mußten sie zurückweichen.

Als flache runde Kuppel lagerte der Kemmel über der Ebene. Schütterer Baumbestand deckte ihn. Die Ruinen eines Turms, einiger Häuser waren eben noch erkennbar. Breite Streifen von Drahthindernissen liefen am Hang. Der Berg war in vier Jahren zu einer Festung ausgebaut worden.

Der Kampf würde schwer werden. — Aber wer den Kemmel hatte, so meinten sie, hatte Ypern; wer Ypern besaß, besaß Flandern. —

Man begann die Schlacht nicht mit einem achttägigen oder vierzehntägigen Trommelfeuer, wie die Franzosen und Engländer es zu tun pflegten. Man begnügte sich mit einem Vorbereitungsfeuer von wenigen Stunden. Dann griffen sie an, nicht Schritt für Schritt in der zähen, bedächtigen Art der Engländer, sondern mit einem einzigen mächtigen Schwung, alles auf eine Karte setzend, in breiter Front mit weitgestecktem Ziel.

Wie 1914. —

Nein, es war ganz anders wie 1914. Der Soldat von 1918 wußte nichts mehr von der stürmenden Begeisterung jener jungen Truppen, die zur Schlacht eilten wie zu einem Fest, und die dann unter

dem Medusenblick des wirklichen Krieges zerschmettert zu Boden sanken. Die hier kannten den Krieg und seine Schrecken. Sie hatten das Sterben in tausendfacher Gestalt gesehen, sie waren täglich in Bereitschaft gewesen, getötet zu werden. Sie blickten all dem, was geschah, kalt und klar ins Gesicht. Sie fürchteten nichts auf der Welt, es schreckte sie nichts mehr. Sie gingen zur Schlacht wie zu einer schweren, unabweisbaren Arbeit, die getan werden muß, genau so, wie sie die Jahre hindurch überall getan worden war. Wenn das Schicksal es fügte, daß sie ihren gefallenen Kameraden folgten, so mußten sie sich darein ergeben. Längst hatten sie mit dem Recht, zu leben, abgeschlossen. Aber das spürten sie, diese Frühjahrsoffensive war der letzte große Versuch, den Krieg noch für Deutschland zu gewinnen. Er verlangte daher auch den letzten Einsatz. Mißlang er — — —

Sie stürmten den Berg von Flandern, obgleich er eine Festung war. Sie kämpften, wie alte, erfahrene Krieger kämpfen: vorsichtig und doch zum äußersten entschlossen. Die Kugel und die Granate trafen den Feigen, der zurückblieb, so gut wie den Tapferen, der vorwärtsschritt. Wo es möglich war, gingen sie dem Tode aus dem Wege. Aber freilich, es gab wenig Möglichkeiten.

Als der Berg in ihrem Besitz war, verließ sie die Kraft. Der Tod hatte furchtbar unter ihnen gehaust. Jeder Angriff, der nicht durch Menschen immer frisch genährt wird, sinkt zusammen. Das ist altes, unumstößliches Gesetz. — Deutschland aber hatte nicht mehr genug Menschen. —

Die Schlacht war zu Ende.

Sie blickten vom Kemmel hinauf nach Norden, wo Ypern, die Trümmerstadt, — immer noch unerreichbar — zu ihren Füßen lag. Sie blickten auf die flandrischen Hügel im Osten und Nordosten, wo unzählige ihrer Brüder mit dem Schicksal gerungen hatten und im Glauben an ihr Volk und ihr Vaterland gestorben waren.

Flandern. — Vier Jahre hatten sie darum gekämpft und hatten es doch nicht zwingen können. — Es war heiliges Land geworden, nicht für England allein, das hier seine Weltmacht zu verteidigen glaubte, sondern auch für Deutschland, das hier für sein Dasein als Volk und Reich kämpfte. Ein Stück seines Lebens, seines Schicksals war dieses Land für den Soldaten des Jahres 1918 geworden, der in den Erdlöchern des Kemmels hockte.

Ein Bild grausiger Zerstörung, so breitete es sich zu seinen Füßen. Unauslöschlich prägte sich ihm die weite Landschaft ein mit der toten Stadt Ypern, mit den zerstampften Hügeln, mit den zerstörten Wäldern, mit den Trümmerhaufen der über die Ebene hingestreuten Gehöfte. Nie würde er das vergessen. Für alle Ewigkeit war das Schlamm- und Trichterfeld, dessen trübe Wasserlachen wie der gebrochene Blick der Gefallenen zum Himmel starrten, in sein Gedächtnis eingebrannt.

Aber schon bedeckte sich die zerrissene Erde mit dem ersten zarten Grün wiedererwachenden Lebens. Zwischen Schutt und Asche blühten die Frühlingsblumen. Aus den zerstörten Wäldern drang Vogelruf. Eines Tages würde das Trümmerfeld Ypern verschwunden sein. Eine neue Stadt würde erstehen, ein neues Rathaus, eine neue Tuchhalle. Menschen würden dort leben, für die das Heldenlied von Nieuport und Dixmuiden, von Langemarck und Hollebeke, von Wytschaete und vom Berg in Flandern Geschichte und Sage war.

Die Eroberung von Lüttich

Vorausbeförderte deutsche Truppen überschreiten am 4. August die belgische Grenze, um die Festung Lüttich im Handstreich zu nehmen.



Der große Augenblick des Einmarsches in Feindesland!

Die Regimenter liegen am Abend des 5. August in weitem Halbkreis um die Fortlinie. In dem Ernst der Gesichter prägt sich die Spannung des bevorstehenden ersten Gefechts aus.

Der nächtliche Kampf in brennenden Dörfern entschleiert dem Soldaten hier zum ersten Male das grausige Gesicht des Krieges.

Einer einzigen Kolonne glückt der Einbruch in die Festung. In fieberhafter Eile wird schwerstes Geschütz gegen die Forts in Stellung gebracht, um den Eingeschlossenen Hilfe zu bringen.

Fort Liers. In einem gewaltigen Betonklotz sind vier Panzerkuppeln eingebettet; eine Anlage, die unverwundbar schien.





Fort Loncin. Teile des Forts sind durch die deutsche Beschießung in ein Trümmerfeld verwandelt; andere dicht daneben liegende Teile sind von der Geschoßwirkung fast unberührt geblieben, ein Zeichen für die Treffgenauigkeit der schweren Geschütze.



Das Geschütz war stärker als Panzer und Beton! Die Forts mußten kapitulieren. — Wall und Graben eines gestürmten Werkes. Voll Staunen betrachten die deutschen Soldaten die zerschmetternde Wirkung der 42 cm-Granate.



Der Justizpalast, im 16. Jahrhundert als Residenzschloß des Fürstbischofs erbaut, im 18. Jahrhundert erneuert, wurde für kurze Zeit Hauptsitz der militärischen Verwaltungsbehörden.

Hof des Justizpalastes in Brüssel nach der Besetzung.
Er gehört zu den bedeutendsten Baudenkmälern Brüssels.

Der Durchmarsch durch Belgien im August 1914

Durch die bei Lüttich geschlagene Bresche strömten um die Mitte des August die 1. und 2. deutsche Armee nach Belgien hinein.



Marschieren! – Marschieren!

Nicht selten kam es zu erbitterten Ortskämpfen mit der aufständischen Bevölkerung, deren völkerrechtswidriges Verhalten strenge Strafmaßnahmen notwendig machte. — Im Franktireurkrieg in Brand geratenes Dorf.



Unsere vorrückenden Truppen begegneten überall flüchtender Zivilbevölkerung.





Auf Schubkarren führen die heimatlos Gewordenen ihre ärmliche Habe mit sich. — Ein trauriges Bild des erbarmungslosen Krieges.

Am 20. August wurde Brüssel besetzt, das Sitz des Generalgouverneurs von Belgien wurde. Hier liefen während des ganzen Krieges die Fäden der Verwaltung zusammen.



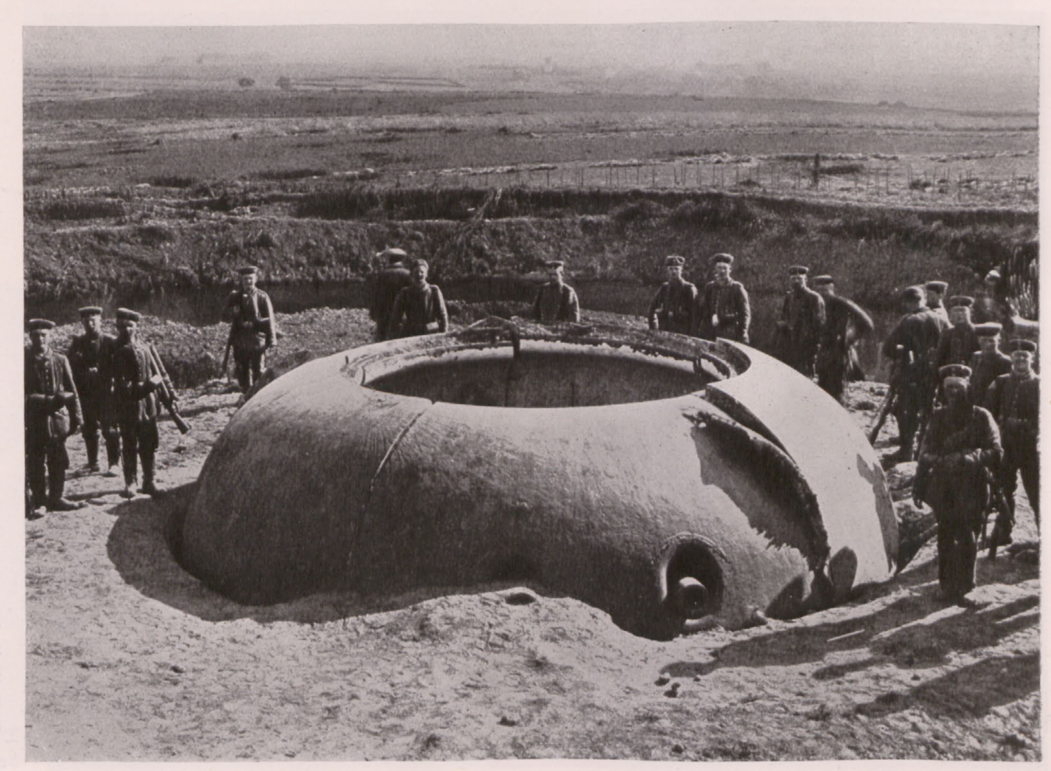
Auf dem Marktplatz vor dem Rathaus.



Die deutsche Wache vor dem Brüsseler Rathaus.

In der zweiten Augusthälfte begann die große deutsche Westoffensive auf Paris. Die beiden Festungen Namur und Maubeuge, die auf dem Wege der 1. und 2. deutschen Armee lagen, konnten den Vormarsch nicht aufhalten; sie wurden nach kurzer Belagerung erobert.

Namur. Blick von der Zitadelle auf das tief eingeschnittene Maastal mit seinen bewaldeten Hängen. Teile der Stadt sind durch die Belagerung zerstört worden.



Maubeuge, Fort Boussois. Wirkung eines 42 cm-Treffers auf eine Panzerkuppel, deren Deckel abgehoben und fortgeschleudert ist.

Rastlos weiter geht der Marsch, nach Frankreich hinein. Immer länger werden die rückwärtigen Verbindungen zu den Proviant- und Munitionsdepots der Heimat. Die Kolonnen haben schwere Arbeit.

Am härtesten aber sind die Anforderungen an die Infanterie. Die ungeheure Spannung der Lage erlaubt keine Ruhe und Schonung. Todmüde sinken die Soldaten bei jeder Rast zu Boden.

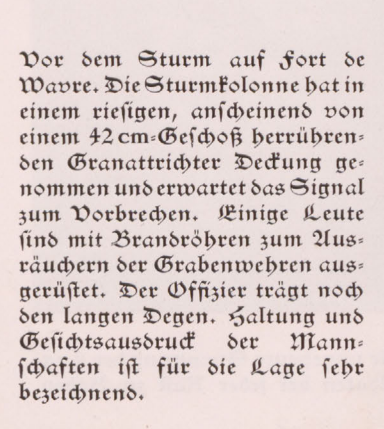
Die Eroberung Antwerpens im Oktober 1914

Im Rücken des deutschen Heeres lag das noch unbezwungene Antwerpen, in das sich die ganze belgische Armee zurückgezogen hatte. Es entspannen sich im Vorgelände hartnäckige Kämpfe. Erst Mitte September, nach der Marnekatastrophe, wurde der Befehl zum Angriff auf die Festung Antwerpen gegeben, die nach einer Belagerung von 14 Tagen erobert wurde.



Einschlag einer 42 cm-Granate im Fort de Wavre St. Catherine. Man erkennt die klare Linie der Wallböschung rechts und links vom Einschlag und die Panzerkuppeln.





Vor dem Sturm auf Fort de Wavre. Die Sturmkolonne hat in einem riesigen, anscheinend von einem 42 cm-Geschoß herrührenden Granattrichter Deckung genommen und erwartet das Signal zum Vorbrechen. Einige Leute sind mit Brandröhren zum Ausräuchern der Grabenwehren ausgerüstet. Der Offizier trägt noch den langen Degen. Haltung und Gesichtsausdruck der Mannschaften ist für die Lage sehr bezeichnend.



Sturm auf das Fort de Wavre. Über den Wassergraben des Forts sind von den Pionieren tragbare Schnellbrücken geschoben für den Übergang der Infanterie. In der Mitte der Wallböschung sammelt sich der Sturmtrupp, um geschlossen in das Innere des Forts einzubrechen. Links daneben eine außer Gefecht gesetzte Panzerkuppel.

Zertrümmerter Panzerbeobachtungsturm. Ein einziger Volltreffer hat genügt —



In den Straßen, die zum Hafen hinabführen, einst von Seeleuten aus aller Welt belebt, ist es still geworden. Der herrliche Turm der Kathedrale ist das stolze Wahrzeichen der reichen alten Handelsstadt.



Teil des Hafens an der Schelde mit Blick auf die Kathedrale.

Der Vormarsch der neuen Reservekorps nach Flandern

Der Fall Antwerpens erfolgte gerade noch zur rechten Zeit. Schon näherten sich die Engländer und Franzosen der belgischen Küste. Eilends warf die Oberste Heeresleitung ihre letzte Reserve, die neu aufgestellten Reservekorps, die meist aus ganz jungen Regimentern bestanden, nach Flandern, um den anrückenden Feind anzugreifen. Mit diesem Marsch begann der vierjährige Kampf in Flandern.



Marschrast.
Die jungen Soldaten wußten noch nichts von dem furchtbaren Ernst des Krieges, der sie an der Yser und vor Ypern erwartete.

Über berühmte altflandrische Städte führt der Marsch.

Gent. Blick von der St.-Michaels-Brücke auf die St.-Nikolaus-Kirche und den Belfried.



Marktplatz in Courtrai.

Das prachtvolle gotische Rathaus in Oudenaarde legt Zeugnis ab von dem einstigen Reichtum selbst der kleineren flandrischen Städte.





Belgische Flüchtlinge kehren zurück. Charakteristisch ist die Art, wie das schwere belgische Pferd ohne Deichsel an losen Ketten vor den Wagen gespannt ist.



Auch das Belagerungskorps von Antwerpen hat inzwischen den Vormarsch angetreten. Sein Weg führt über Brügge zur Küste.

Brügge, in früheren Jahrhunderten Mittelpunkt des Welthandels im nördlichen Europa, heute eine stille verträumte Stadt, der die altertümlichen Bauten und zahllose Kanäle einen einzigartigen Zauber verleihen. — Der Marktplatz mit den vom Belfried überragten „Hallen".

Am „grünen Kai" in Brügge.

An der belgischen Küste

Der schmale Streifen belgischer Küste zwischen der holländischen Grenze und Nieuport spielte als U-Boot-Basis im Weltkrieg eine ungeheuer wichtige Rolle. Seine Bewachung und Verteidigung fiel im wesentlichen dem Marinekorps zu.



Schützengräben in den Dünen bei Zeebrügge nahe der holländischen Grenze. Der Strand ist durch Buhnen gegen die Gewalt der Fluten geschützt. Ins Meer hinaus geführte Dämme sichern den Kanal gegen Versandung. Hinter den Dünen breitet sich eine fruchtbare Landschaft. – Die Aufnahme stammt von 1917.



Ein Seekanal verbindet Brügge mit dem Seehafen Zeebrügge.



Am Meer. — Badende Soldaten.



Das Weltbad Ostende wurde ohne Widerstand besetzt. Auf den Terrassen der Luxushotels vergessen die Soldaten für kurze Stunden den Ernst des Krieges.



Aber bald ändert sich auch hier das Bild. Die Ostender Strandpromenade, einst Treffpunkt der eleganten Welt, wird ein Teil der Küstenkampffront.

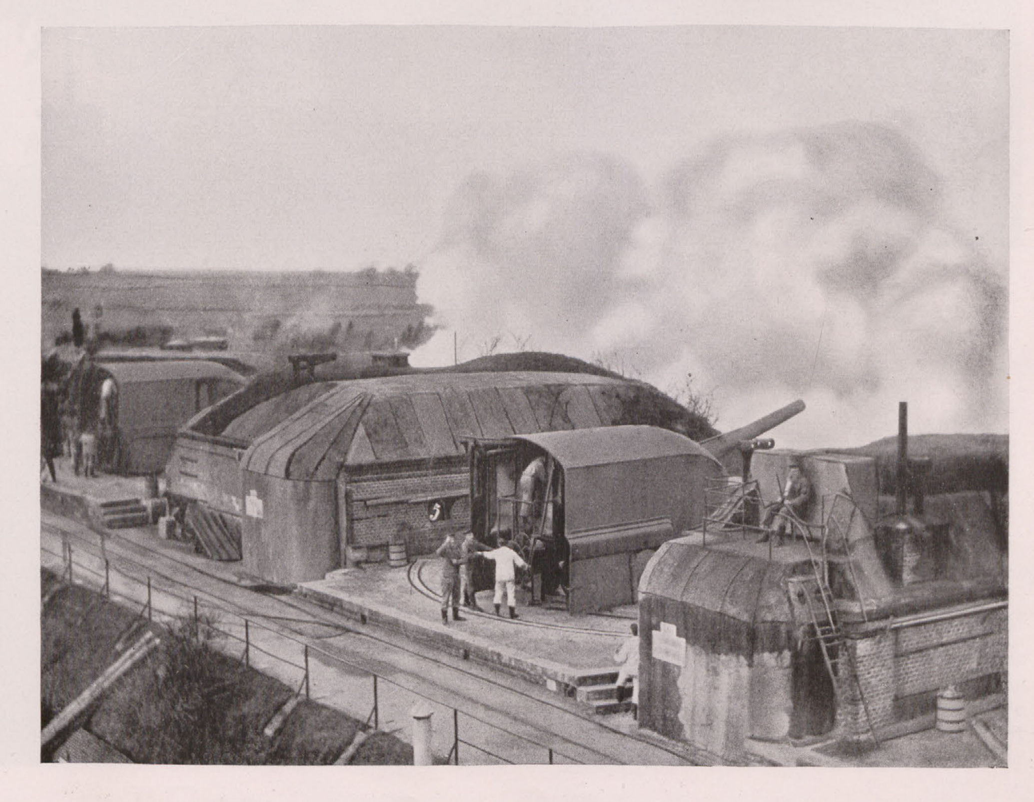
Küstenverteidigung bei Ostende. Von Marinesoldaten besetzte Stellungen in den Dünen.



Matrosenartillerie. — Vier Jahre lang hielten die deutschen schweren Geschütze die englische Flotte von der belgischen Küste fern.

Küstenbatterie Kaiser Wilhelm II. bei Knocke.

Eine gewaltige Anlage mit Betonunterständen und Panzerschutz und mit Gleisanschlüssen für den Munitionstransport. Vor der Batterie ein Drahthindernisstreifen. Weiter vorwärts, hier nicht mehr sichtbar, Infanterieanlagen, durch Annäherungswege mit der Batterie verbunden.



Aufbau einer Küstenbatterie, aus der Nähe gesehen. Die unter Panzerlafette stehenden Geschütze sind im Halbkreis drehbar und durch mächtige gemauerte und betonierte Schulterwehren gegen Schrägfeuer geschützt. Hinter den Geschützen läuft das Förderbahngleis für den Munitionstransport. Die Geschützstände stehen auf Kasematten für die Unterbringung der Mannschaften und der Munition.

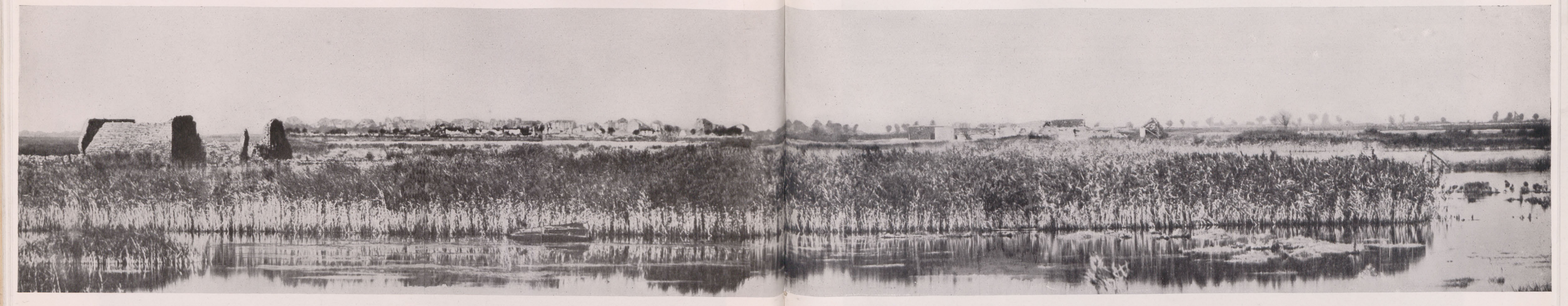
Deutsche Torpedoboote und U-Boote vor Zeebrügge.

Lombardzyde

Dünenstellungen

Mole

Rundbild von Lombardzyde.



Rundbildaufnahme des Geländes zwischen Nieuport und Nieuport Bad. Im Vordergrund der Groot Noord Nieuwland Polder mit der durch den Durchstich des Yserdammes hervorgerufenen Überschwemmung. Die deutschen Stellungen laufen durch die Zuckerfabrik, die französischen liegen an der Baumlinie hinter der Polder Ferme.

Der Kampfraum an der Yser

In der zweiten Oktoberhälfte 1914 stießen die jungen Reservekorps an der Yser und vor Ypern auf die Engländer. Für den Ausgang der Kämpfe in dem Raume zwischen dem Meer und Ypern wurde die von den Belgiern herbeigeführte Überschwemmung des Ysergebietes entscheidend.

Große Yserschleuse bei Nieuport. Infolge der Zerstörung der Schleusen strömte das Meerwasser ungehindert in das teilweise unter dem Meeresspiegel liegende Land ein. Der aus dem Schleusenbecken in der Mitte des Bildes nach oben rechts führende Wasserlauf stellt die Verbindung zum Meere her; die nach unten und nach links führenden Wasserläufe sind Kanäle und schiffbar gemachte Flußläufe, die in das Innere des Landes gehen. Das Bild ist 1915 aufgenommen. Die Zerstörungen um Nieuport sind bereits sehr beträchtlich.



Immer mehr füllte sich die Yserniederung mit Meerwasser. Nur die auf Dämmen führenden Straßen boten noch Verkehrsmöglichkeiten. Neben dem Fahrdamm läuft, ein in der flandrischen Landschaft häufiges Bild, eine Kleinbahn. Charakteristisch für Flandern sind die schiefgeneigten Baumreihen.

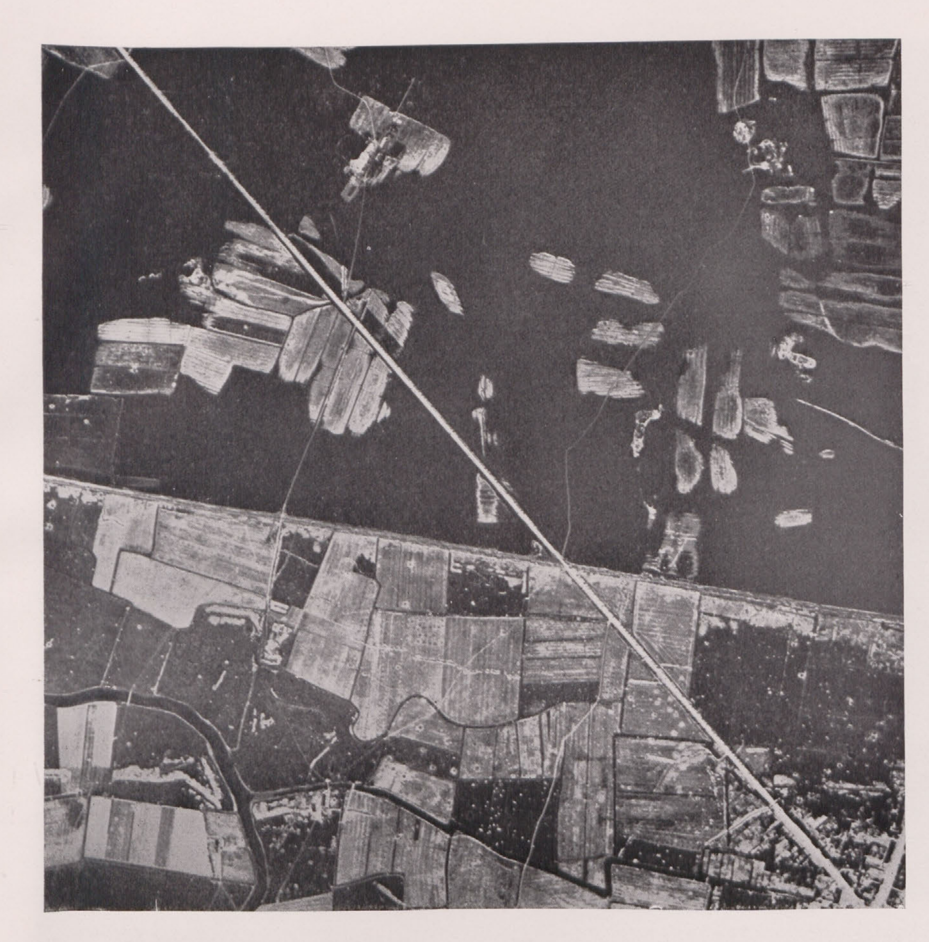


Die steigende Wasserflut machte die Fortsetzung des Angriffs schließlich unmöglich. In kurzer Zeit war ein weitausgedehntes Sumpfgebiet entstanden.



Selbst die Kanalböschungen mußten, um Schutz zu gewinnen, erhöht werden. Im Vordergrund eine behelfsmäßige Kanalbrücke, hinten ein langer über die Wasserfläche führender Laufsteg.

Schräge Ballonaufnahme aus dem Überschwemmungsgebiet. Die dunklen Flächen sind trockengebliebenes Land.



Senkrechte Fliegeraufnahme vom Überschwemmungsgebiet.

Die Verteilung von Wasser und Land ist deutlich zu erkennen. — Der helle Strich von links oben nach rechts unten ist eine Chaussee. Die dünnen Linien sind Laufstege, die zu den Stützpunkten (Werften) führen. In der rechten unteren Ecke ein zur Verteidigung eingerichtetes Dorf mit vielen Geschoßeinschlägen; in der linken ein Fluß, an dessen Ufern befestigte Häusergruppen stehen.

Englisches Arbeitskommando im Überschwemmungsgebiet.

Das zerstörte Rathaus in Dixmuiden, 1917 aufgenommen. Die edlen architektonischen Formen sind selbst aus den Trümmern noch deutlich erkennbar.



Straße am Kanal in Dixmuiden. – Aufnahme von 1916.

Der Kampfraum um Ypern

Auch weiter südlich, vor Ypern, gelang es dem Ansturm der jungen Reservekorps nicht, den zähen englischen Widerstand zu brechen. Im November 1914 blieb der Angriff wenige Kilometer vor der Stadt liegen



Vorkriegsaufnahme der Tuchhalle und der Kathedrale St. Martin in Ypern. Diese beiden Meisterwerke der gotischen Baukunst Flanderns hat der Weltkrieg bis auf spärliche Reste vernichtet. Heute ist die Kathedrale nach den alten Plänen wieder vollständig aufgebaut.



Blick aus dem Fesselballon auf das brennende Ypern.

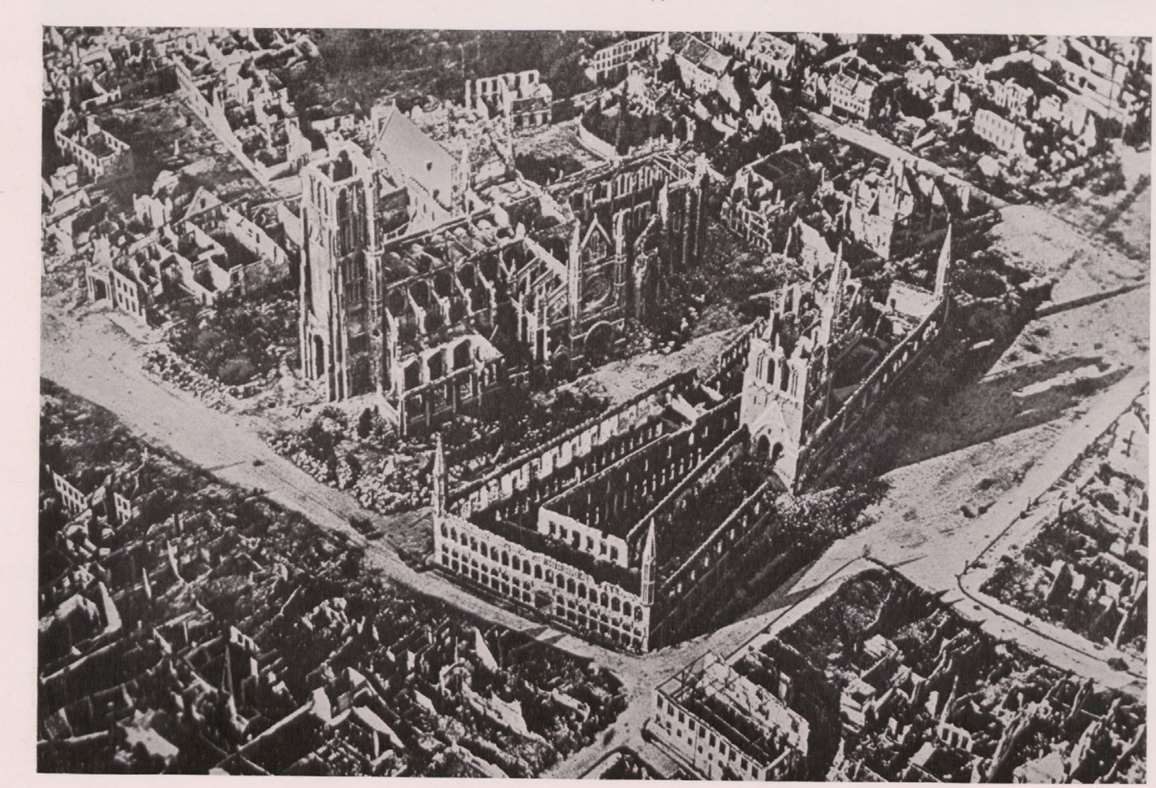
Wasserturm von Ypern | St.-Peters-Kirche | Tuchhallenturm und Kathedrale St. Martin | St.-Jacobs-Kirche | Teich von Zillebeke



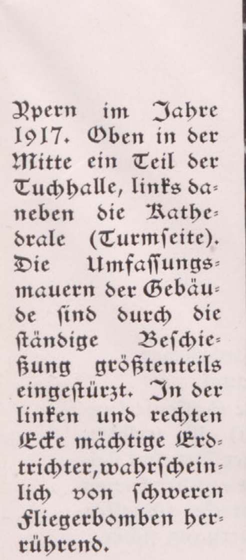


Rundbild von Ypern vom Juni 1915. Die Aufnahme ist von Höhe 60, nördlich Hollebeke, gemacht. Am unteren Rand des Bildes ist die Brustwehr des deutschen Schützengrabens sichtbar, links in der Mitte das feindliche Drahthindernis; dahinter maskierte Schützengräben. Die Raumverhältnisse sind durch die Fernaufnahme stark verschoben. Die Entfernung bis Ypern beträgt etwa 7 km.

St.-Martins-Kathedrale | Tuchhalle



Fliegeraufnahme von Ypern aus dem Jahre 1915. In der Mitte die Tuchhalle mit dem Belfried, dahinter die Kathedrale. Die ganze Stadt ist schon fast ausgebrannt. Nur die Umfassungsmauern stehen noch.



Ypern im Jahre 1917. Oben in der Mitte ein Teil der Tuchhalle, links daneben die Kathedrale (Turmseite). Die Umfassungsmauern der Gebäude sind durch die ständige Beschießung größtenteils eingestürzt. In der linken und rechten Ecke mächtige Erdtrichter, wahrscheinlich von schweren Fliegerbomben herrührend.

St.-Martins-Kathedrale | Tuchhalle



Unterstände im Damm des Yserkanals (Innenseite). Die Kanalwand ist durch Faschinen befestigt. Ein Bohlenweg stellt die Verbindung her.



Flandrischer Kanal. Die Schleuse (unten) ist zerstört. Vier Brücken stellen auf der kurzen Strecke schnellen Übergang sicher.

Auf dem flandrischen Höhenrücken, der sich im Halbkreis östlich und südlich Ypern hinzieht, spielten sich in allen vier Kriegsjahren die Hauptkämpfe ab. Die Dörfer sanken in Trümmer, alles natürliche Leben wurde vernichtet.

Langemarck, wo die jungen Regimenter am meisten bluteten, wird für ewige Zeit der Ruhm der deutschen akademischen Jugend sein.



Die zerstörte Kirche von Langemarck.

Deutsche Betonunterstände bei Langemarck, die alle Stürme der Materialschlachten überdauert haben, dienten nach dem Kriege den Bauern als Geräteschuppen.

Ehrenhof in der Gedächtnishalle auf dem deutschen Gefallenenfriedhof bei Langemarck, den die deutsche Studentenschaft im Jahre 1932 unter Verwendung der alten Betonunterstände errichten ließ.

Das stark zerschossene „Polygonwäldchen" südöstlich Ypern, einer der Brennpunkte des Kampfes.

Englische und deutsche Schützengräben bei Zonnebeke im Jahre 1915.



Paschendaele vor Beginn der Flandernschlacht 1917. Um diese Zeit standen noch Trümmer des Dorfes. Die Straßenzüge sind deutlich erkennbar.

Becelaire. Man erkennt die ganz flache Bodenwelle, wie sie für diese Landschaft charakteristisch ist. Nach dem oberen und linken Rand des Bildes zu fällt das Gelände ab und bildet dort eine flache Mulde. Die Schützengräben und Annäherungswege um Kirche und Dorf zeichnen sich deutlich ab.



Gutausgebauter Schützengraben im Park des Schlosses Hooge, östlich Zillebeke.

Im Houthulsterwald Anfang 1917. Trotz der Verwüstungen sind noch Schützengräben und Annäherungswege vorhanden, die eine geregelte Gefechtstätigkeit ermöglichten.



Betonunterstand in Gegend Hollebeke. Da die Anlage von Unterständen in dem versumpften flandrischen Boden je länger je mehr unmöglich wurde, war man gezwungen, auf dem gewachsenen Boden mächtige Betonklötze (Bunker) zu errichten.

Meilenlange Bohlenstraßen wurden gebaut, um der Kampffront Verpflegung und Kampfgerät zuführen zu können. So entstand ein ganz neues Wegenetz, eine Glanzleistung deutscher Pioniere.



Außerhalb der Bohlenwege war in dem Trichterfeld ein Verkehr von Fahrzeugen vielfach gar nicht mehr möglich.

Im Wytschaetebogen. — In dem Höhengelände südlich Ypern wurden die riesigen bei den englischen Sprengungen entstandenen Trichter zu Stützpunkten ausgebaut.

Auf der anderen Seite des Stacheldrahts — —

Die Schlacht in Flandern 1917

Die um die Jahresmitte 1917 entbrennende Schlacht in Flandern war die letzte der großen Material- und Zermürbungsschlachten des Weltkrieges. Sie verwandelte das flandrische Kampfgebiet vollends in eine Wüste. Viele Dörfer verschwanden fast spurlos vom Erdboden. Der Kampf spielte sich nicht mehr in Gräben, sondern im offenen Trichtergelände ab.



Trommelfeuer auf den deutschen Stellungen bei Zillebeke. Dieser Geschoßhagel hielt ohne Unterbrechung Tage und Wochen an, bis endlich der Infanterieangriff begann. — Der schwarz-weiße Strich ist ein Teil des Flugzeugs.



Stellung im Trichtergelände vor dem Trommelfeuer. Es besteht noch eine Art durchlaufender Graben. Zahlreiche Trampelwege führen nach vorwärts und rückwärts. Links oben ein Förderbahngleis. Der Platz in der Mitte ist anscheinend Stapelplatz für Pioniergerät; auf seiner rechten Seite ein gut getarnter Bunker.

Flandrisches Trichterfeld. Der Soldat muß sich zwischen den Trichtern mühsam seinen Weg suchen, bis zu den Knien im Morast watend, stets in Gefahr, in einem Trichter zu versinken. In dunkler Nacht und unter schwerem Feuer steigerte sich das Grausen einer solchen Wanderung ins Unvorstellbare.



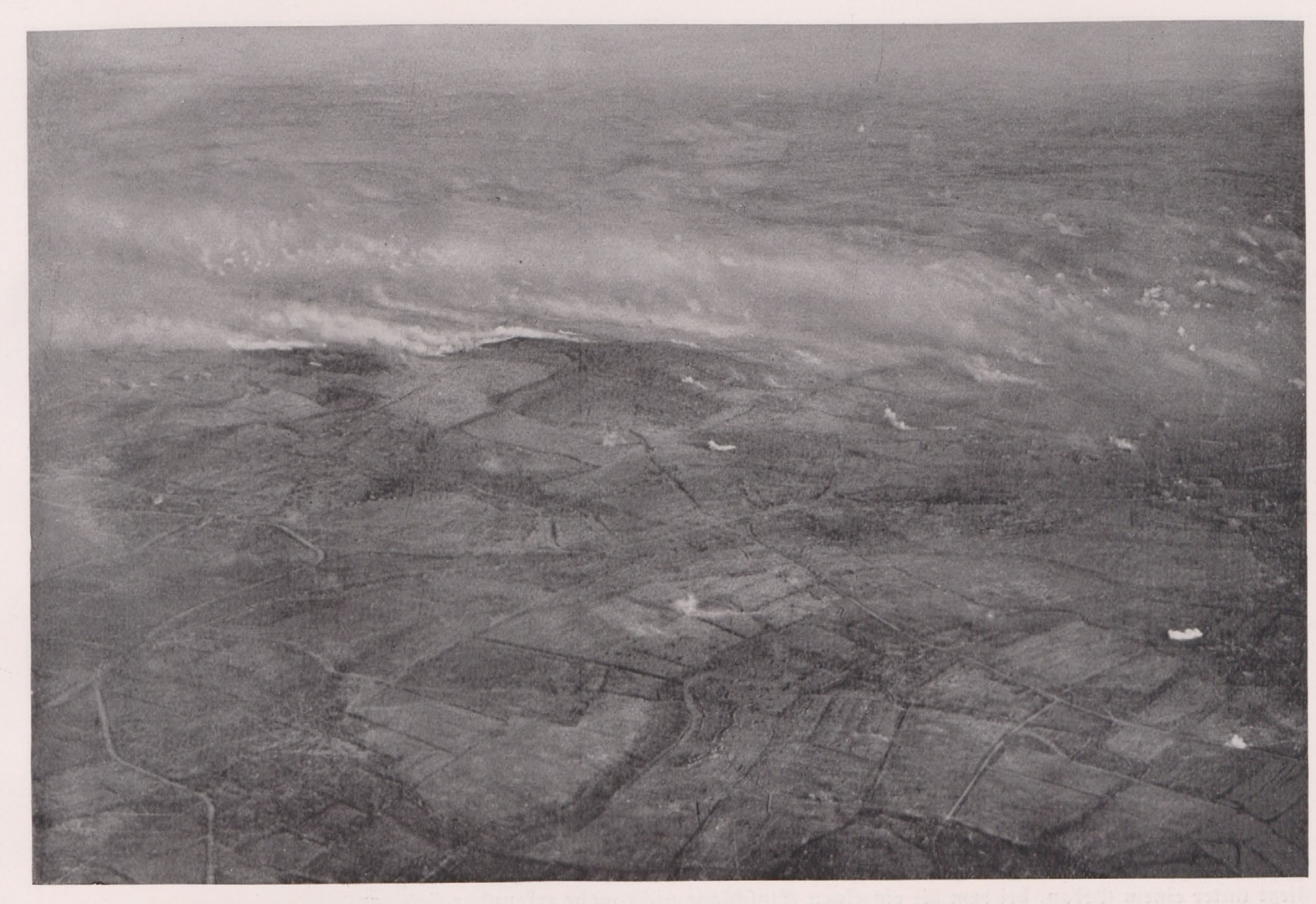
Trichterstellung während der Flandernschlacht. Es gibt keine zusammenhängenden und durchlaufenden Gräben mehr, sondern nur noch einzelne Maschinengewehrnester und Postenlöcher (auf dem Bild an der dunkleren Färbung erkennbar). In ihnen lagen die Mannschaften halb im Wasser und Schlamm, wochenlang der Wirkung der Artillerie und der Infanterieflieger schutzlos preisgegeben. — Die drei von rechts oben nach links unten führenden dunklen Striche deuten noch die ursprüngliche Grabenanlage an, die jedoch völlig aufgegeben ist.

Die Erstürmung des Kemmel im April 1918

Im Frühjahr 1918 loderte noch einmal der Großkampf in Flandern auf. Diesmal griffen die Deutschen an. Das Ziel war zunächst der Kemmel.



Blick aus der Gegend nordöstlich Armentières auf den Kemmel.



Die Artillerievorbereitung für den Sturm auf den Kemmel: Vergasung der feindlichen Artilleriestellungen und Beobachtungsstellen. Die in der Bildmitte schwach erkennbaren feindlichen Infanteriestellungen weisen vorläufig nur wenig Beschuß auf.





Rundbild vom Kemmelgebiet, aufgenommen vom Straßenkreuz östlich Nieuwekerke. Man erkennt, daß es sich um einen ziemlich flachen, mit schütterem Wald bedeckten Höhenzug handelt, der indessen einen umfassenden Überblick über das Gelände südlich Ypern gewährte. Links im Walde zahlreiche Wellblechbaracken. Auf dem rechten Teil des Bildes sind Stellungen sichtbar.



Die ganze Feuervorbereitung dauerte nur wenige Stunden, war dafür aber von ungeheurer Stärke. — Das Bild zeigt die höchste Feuersteigerung. Der ganze Berg liegt unter einem Orkan, bei dem die einzelnen Einschläge nicht mehr erkennbar sind.

An der Vormarschstraße.

Schnell ausgehobene Gräben boten geringen Schutz. — Meldegänger am Hang des Kemmel.

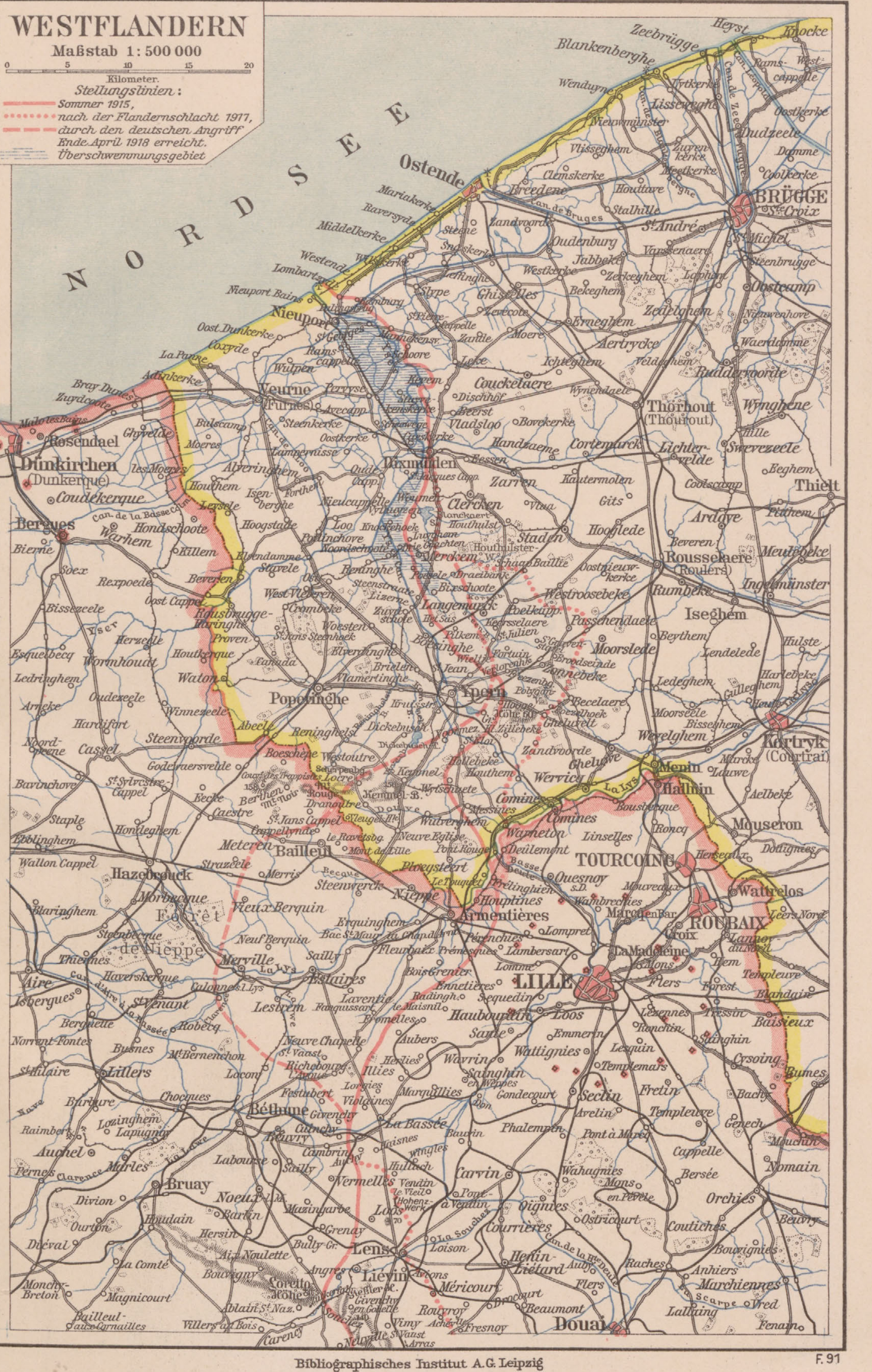


Der Kemmel nach dem Sturm. — Ein riesiges Trichterfeld, in dem die Stellungen kaum noch erkennbar sind.

Heute sind die furchtbaren Wunden, die der Krieg der Landschaft Flandern schlug, längst vernarbt. Städte und Dörfer sind wieder aufgebaut, feste Straßen durchziehen wieder das fruchtbare Land.



Am Ortseingang des wiedererstandenen Langemarck.



BELGIEN

Maßstab 1:1000000

Kilometer.

Eisenbahn, Kleinbahn

Die Provinzhauptstädte sind unterstrichen.

Abkürzungen: Bei Brüssel: *E.-Etterbeek. I.-Ixelles. M.St.J.-Molenbeek St. Jean. Sch.-Schaerbeek. St. G.-St. Gilles. St. J.-St. Josse-ten-Noode.* Bei Charleroi: *And.-Anderlues. Carn.-Carnières. Ch.-Châtelineau. Courc.-Courcelles. F.-Forchies. G.-Gosselies. March.-au-Pt.-Marchienne-au-Pont. Morl.-Morlanwelz. Lod.-Lodelinsart. R.-Roux.*

SPRACHGEBIETE VON BELGIEN

- Flämisch-holländ.
- Deutsch
- Französisch
- Wallonisch

Östliche Länge von Greenwich

Bibliographisches Institut A.G. Leipzig

F. 91



Stadt-
Bibliothek
Elbing

W TORUNIU

Stadt-
Bibliothek
Elbing





